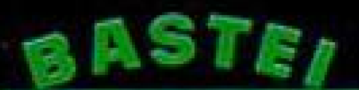
1,90 DM / Band 693

Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,–




NEU

GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

# Voodoo in Dortmund

PETER KÖHLER

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160




# Voodoo in Dortmund

## John Sinclair Nr. 693

*von Jason Dark*

*erschienen am 15.10.1991*

*Titelbild von Vicente Ballestar*

Sinclair Crew

# Voodoo in Dortmund

Sie arbeiteten stets zu zweit, denn sie wollten ihren Job so gut wie möglich machen. Sie waren Profis, sie waren gut, und das wußten die Auftraggeber auch.

Schwierigkeiten sind da, um aus dem Weg gebügelt zu werden, hieß ihre Devise. Angst kannten sie nicht.

Doch diesmal fürchtete sich Gator. Er stand in der offenen Küchentür, sein Kumpan Maxwell - sie trugen beide Decknamen - bewegte sich in der oberen Etage.

Es lag an der Küche, in ihr stank es entsetzlich.

Sie war so anders als die Küchen, die er kannte. Viel länger als die normalen, ein regelrechter Schlauch, der an der Kopfseite ein Fenster besaß, das in der Dunkelheit als helleres Quadrat schimmerte.

Links befand sich die lange Spüle. Dort standen auch der Herd, der Kühlschrank und der schmale Tisch mit den beiden Stühlen davor. Rechts war die Wand mit Hängeschränken bestückt worden.

Gator hielt sich kurz die Nase zu.

Es stank penetrant. Ja, in der verdammten Küche stank es. Das war kein Abfallgeruch, etwas anderes schien aus der Dunkelheit lautlos auf ihn zuzukriechen. Etwas Fauliges, Unheimliches und gleichzeitig auch Widerliches. Überhaupt nicht zu beschreiben.

In dem flachen Gesicht des Mannes unter der dunklen Strickmütze zitterten die Nasenflügel, als er den Geruch aufsaugte. Vergeblich versuchte er, ihn einzuordnen. Er kam damit einfach nicht zurecht. Das Zeug ließ sich nicht identifizieren.

Seine Sinne schalteten auf Alarm!

Von Maxwell hörte er nichts. Der verstand es, sich ebenso lautlos zu bewegen wie Gator. Das hatten sie beide gelernt, das war ihnen eingetrichtert worden.

In der Küche bewegte sich nichts. Da lagen die Schatten wie schwerer Samt. Nur allmählich schälten sich die Konturen der einzelnen Gegenstände hervor. Sie wirkten auf Gator wie Fremdkörper, die nicht in die Küche gehörten, weil alles von diesem verdammten Geruch überlagert wurde. Auch er konzentrierte sich darauf. Seine Sinne waren gespannt. Er mußte herausfinden, woher der Geruch stammte, woher er kam und die Küche ausfüllte.

Er war einfach mies. Als hätte ein riesiger Organismus fauliges Fleisch verarbeitet und würde nun aufstoßen und unter Blähungen leiden.

Es stank nach einer bestimmten Verwesung, die sich möglicherweise tief in den Bauch der Erde zurückgezogen hatte, um dann doch einen Weg zu finden, um ins Freie zu gelangen.

Der Job hatte Maxwell und Gator schon von Beginn an nicht gefallen. Aber wer sagte schon nein, wenn der Geheimdienst so nett anfragte. Da mußte man zustimmen, besonders dann, wenn der Secret Service die Ausbildung bezahlt hatte. Es ging um einen Mann, gegen den Beweise gesucht wurden.

Und der wohnte hier.

Es kam bei ihm selten vor, daß er über eine Tat so lange nachdenken mußte wie hier. Endlich hatte er sich überwunden und setzte ein Bein vor, um die Schwelle zu überschreiten.

Er kam sich vor, als hätte er in diesem Augenblick fremdes Territorium betreten. Sich in Feindesland begeben, wobei er nicht wußte, wo sich die Gegner verborgen hielten.

Für einen Moment dachte er über den Auftrag nach. Maxwell und Gator hatten in das Haus eindringen sollen, um nach irgendwelchen Beweisen zu suchen. Am besten wäre es gewesen, wenn sie Lavalle

selbst zwischen die Finger bekamen.
Der aber schien nicht anwesend zu sein. Er hatte nur diesen Geruch hinterlassen.
Wirklich er?
Gator schüttelte unmerklich den Kopf. Nein, ein Mensch konnte nicht so stinken, auch dann nicht, wenn er tot war und allmählich verfaulte. Das war der Atem aus der Hölle, als hätte der Teufel selbst gerülpst.
Widerlich…
Wo sollte er suchen? Wo konzentrierte sich der Gestank am meisten? An der rechten oder an der linken Seite.
Gator ging davon aus, daß es an der linken Seite passieren mußte. Da befand sich die Spüle und der Abfluß, und es kam ihm tatsächlich vor, als würde der Geruch aus der Spüle dringen. Er ging hin, schnüffelte, bewegte dabei zitternd die Nasenlöcher und fuhr für einen Moment mit der Zungenspitze über die Lippen, als könne er den Gestank von seinem Mund ablecken.
Der aber blieb.
Dieser üble Geruch hing nicht allein in seinen Kleidern fest, er hatte sich auch im Magen ausgebreitet, er schmeckte ihn im Hals, der lag auf der Zunge wie ein trockener Pelz und bedeckte den Gaumen wie Leichengift.
Er ekelte sich immer mehr, verfluchte seinen Job und blieb direkt neben der Spüle stehen.
Gator trug dünne Handschuhe. Mit dem rechten Zeigefinger prüfte er den Rand der Spüle, der glatt und trocken war. Kein Staubkorn lag dort, auch keine Tropfen Flüssigkeit.
Er schaute hinein.
Ein viereckiges Becken, ebenfalls blank wie die Oberfläche eines Spiegels. Beinahe hätte er sich sogar darin sehen können, tatsächlich aber huschte nur ein Schatten darüber hinweg.
Seine rechte Hand tastete in der Spüle nach, suchte nach irgendwelchen Hinweisen, da war nichts zu sehen, auch nichts zu fühlen, bis auf den runden, tieferliegenden Abfluß, der einen relativ großen Durchmesser besaß und ohne Gitter war. Wenn das Wasser in die Spüle strömte, dann lief es direkt durch das Rohr in die normale Abwasserleitung.
Mit einem Finger hatte er hineingefaßt und zog ihn sofort wieder zurück. Plötzlich überkam ihn ein Gefühl der Furcht, genau das Falsche getan zu haben.
Er schwitzte.
»Scheiße!« sagte er und verzog das Gesicht, denn abermals drang ihm eine widerliche Wolke entgegen, und sie war direkt aus dem Loch des Abflusses gedrungen.
Hatte die Hölle wieder aufgestoßen?

Er schüttelte den Kopf und wollte nachschauen. Von Maxwell hörte er noch immer nichts, der bewegte sich lautlos durch die oberen Räume.

Die Lampe besaß eine leichte Kunststoffassung. Er schaltete sie ein und kippte sie.

Direkt richtete er den Strahl auf das Loch in der Spüle. Es sah böse aus. Obwohl es völlig normal war, kam es ihm vor wie eine leere Augenhöhle, die den Eingang zu einem Höllenschlund bildete und gleichzeitig dermaßen mit der Finsternis und den Schatten gefüllt war, daß diese es schafften, schon nach kurzer Zeit den Strahl zu schlucken.

Das war eine andere Dunkelheit, das hatte er noch nie erlebt.

Die neue Wolke strömte hervor.

Als hätte jemand lautlos gerülpst. Wieder wehte sie ihm unsichtbar entgegen, wieder hatte er den Eindruck, von Gasen umweht zu werden, die nicht von dieser Welt stammten.

Lag es an Lavalle?

Lag es an dem Mann, an dieser Person, die man für einen mehrfachen Killer hielt?

Gator merkte, daß seine Hand zitterte. Ausgerechnet bei ihm, diesem abgebrühten Hund.

Aber er konnte nichts daran ändern, denn es geschah noch etwas anderes. Zugleich mit der Wolke, die er roch, hörte er etwas aus der Tiefe des Rohres.

Ein Gluckern…

Eigentlich ein völlig normales Geräusch, wenigstens für einen Abfluß, in diesem Fall aber kam es ihm anders vor. Er wollte nicht behaupten, daß es unheimlich war, aber er verglich es mit dem Rülpsen irgendeines Monsters, das sich in der Tiefe des Abflusses verbarg.

Gator lauschte.

Noch immer hielt er die Lampe fest. Der Strahl war senkrecht gegen die Öffnung gerichtet.

Da bewegte sich nichts, dort wurde nichts hochgespült, obwohl er schon damit rechnete, denn das Gluckern war sicherlich nicht grundlos zu hören gewesen.

Der Abfluß verdaute…

Er hielt den Atem an, drehte den Kopf zur Seite und sagte sich selbst, daß er sich etwas einbildete.

Da konnte nichts lauern, nicht in einem Abfluß, höchstens Schmutzwasser.

Wieder stieß der Schacht auf.

Diesmal hörte Gator kein Gluckern, mehr ein leises Dröhnen, als würde etwas an den Rändern entlangticken und aus einer höllischen

Tiefe allmählich nach oben klettern.
Und das war nicht normal…
Auch nicht das leise Zischen. Es hatte in der engen Röhre einen anderen Klang bekommen, war konzentriert worden und erreichte Gators Ohren als böse Drohung.
Zischen und Kratzen.
Wieder das leise Rülpsen oder Röhren.
Plötzlich vermischten sich die Geräusche miteinander. Gator bekam Magendrücken.
Er stand noch immer vor der Spüle, strahlte in den Abfluß und merkte, daß sich auch der Schweiß auf seinen Nacken gelegt hatte, denn hier erlebte er Unheimliches.
Da kam etwas, das in der Tiefe gelauert hatte.
Seltsamerweise dachte er nicht daran, daß dieses Etwas normal sein könnte. Ihm kam der Abfluß wirklich vor wie der schmale Einstieg in die Hölle.
Was war das?
Die Geräusche hörte er deutlicher. Auch der Gestank verstärkte sich, aber es war nichts im Gegensatz zu diesen verfluchten Lauten aus dem schmalen Dunkel.
Zischen, Keuchen, Rasseln - wie Atemzüge eines Monsters, das sein Versteck beim Teufel persönlich gefunden hatte und nun dabei war, es zu verlassen.
Lucien Lavalle!
Der Name schoß ihm durch den Kopf. Er wußte nicht viel über ihn. Seine Vorgesetzten hatten möglicherweise bewußt nichts gesagt, und sie hatten ihre verdammten Gründe.
Dieser Lavalle war anders, der mußte mit Mächten im Bunde stehen, von denen Gator bisher nichts gehört hatte. Jetzt konnte er sich sogar vorstellen, daß Lavalle es geschafft hatte, sich in dem verdammten Abfluß zu verstecken.
Und da war etwas, nicht grundlos erzitterte die Spüle. Es war lauter geworden, es kam näher. Gator hörte es rasseln und auch kreischen.
»Jesus, was ist das?« stöhnte Gator. Er hatte verschwinden wollen, er brachte es nicht fertig. Der Mann blieb vor der Spüle stehen und hielt weiterhin die Lampe.
Sie strahlte hinein, sie erwischte das Loch, sie leuchtete in die Tiefe, wo sich etwas bewegte.
Ja, sie kamen!
Gator blieb stehen, als hätte man ihn dazu gezwungen. Die Geräusche strömten aus dem Loch. Für ihn waren sie furchtbar, sie gruben sich in sein Gehör, sie brandeten durch seinen Kopf, sie malträtierten ihn, als wollten sie ihm die Haare einzeln ausreißen.
Er würgte.

Kam es, war es da?
Dann schoß es hervor.
Es war kaum zu fassen, und in der Sekunde, als es endlich geschah, konnte er es nicht begreifen, viel weniger noch richtig nachvollziehen, denn die Öffnung entließ ein furchtbares Wesen.
Es war lang und pechschwarz, glänzte ölig, besaß an der oberen Seite ein Maul, zahnbewehrt, einfach grauenhaft und silbrig schimmernde Augen, die wie kaltes Sternenlicht funkelten.
Und es war schneller als er.
Es biß zu.
Das Maul, zuvor weit geöffnet, klappte zusammen. Zwischen den beiden Klappen befand sich plötzlich das Gelenk des Mannes.
Ein Druck, ein weiterer Biß.
Sehnen rissen, Knochen knackten, Blut spritzte aus der Wunde, und Gator taumelte zurück, noch immer nicht fähig, einen Schrei auszustoßen. Das verdammte Wesen hing an seinem Handgelenk, er konnte es nicht abschütteln und prallte mit dem Rücken gegen den Küchenschrank. Dabei hinterließ er einen dumpfen Laut.
Geschirr klapperte hinter den Türen; das Geräusch hörte sich an, als sollte dem aalartigen Monstrum Beifall geklatscht werden.
Aber es war nicht allein.
Ein zweites, drittes und viertes Etwas huschte hervor. Diese Wesen schnellten über den Rand der Spüle hinweg.
Gator stand an der Wand. Sein Gesicht war verzerrt, der Mund schon geöffnet, ohne daß ein Schrei über seine Lippen gedrungen wäre.
Das nächste Monstrum schnellte auf ihn zu.
Diesmal erwischte es seinen Bauch.
Gator glaubte, von einer Lanze durchbohrt zu werden, als sich die Zähne festbissen.
Die Welt schwankte, sie drehte sich, die Dunkelheit nahm an Tiefe zu, als die ersten Schatten des Todes zusammenfielen.
Dann endlich konnte er schreien.
Und er schrie so lange, bis ein drittes Etwas genau auf seine Kehle zufloß und zubiß…

***

Suko schaute mich an und fragte mit leiser, aber irgendwo böse klingender Stimme: »Weißt du, John, was außen vor heißt? Oder was außen vor überhaupt ist?«
Ich blieb gelassen, obwohl ich wußte, worauf er hinauswollte. »Du wirst es mir gleich sagen.«
»Stimmt.«
»Dann los!«
»Wir sind außen vor. Wir beide, John. Wir sind die Idioten, die

Verrückten, die Lehrlinge, diejenigen, die man gnädig zuschauen läßt, während andere den Ruhm kassieren. Oder bist du nicht der Meinung, daß Lucien Lavalle unser Fall ist?«

»Ich habe nichts gesagt.«

»Das ist es ja eben.«

»Warte ab.«

Suko wollte nicht. Er regte sich auf, er ärgerte sich maßlos. »Bist du denn nicht sauer?«

»Nein.«

»Dann laß dich pensionieren.« Er zog einen Flunsch und schaute demonstrativ aus dem Fenster.

Ich lächelte vor mich hin, denn ich wußte, was er meinte. Auch mir gefiel der Job nicht, aber wir machten tatsächlich nur am Rande mit, denn die Hauptaufgabe hatten in den letzten Wochen andere erledigt. Männer vom Secret Service, Geheimdienstleute, die in einer speziellen Abteilung zusammengefaßt waren, die wiederum nur für die Regierung arbeitete und immer dann auf den Plan gerufen wurde, wenn man die nationale Sicherheit in Gefahr sah.

Klar, daß die Gesetze oft genug gebogen wurden, aber wo kein Kläger ist, da lauert auch kein Richter.

Man hatte uns tatsächlich nur am Rand mitgenommen, und wir waren auch nicht großartig eingeweiht worden. Selbst unser Chef, Sir James Powell, hatte ziemlich bedrückt ausgesehen, als er uns den Job erklärte, der zu einer langen Nacht ausarten konnte.

Es ging um Lucien Lavalle!

Man hatte ihn schon einige Wochen beobachtet. Angeblich arbeitete er für den kubanischen Geheimdienst. Er sollte in London neue Akzente setzen, er sollte infiltrieren und all die Menschen um sich sammeln, die aus der Karibik nach London gekommen und unzufrieden waren.

Ob Lavalle es geschafft hatte, wußten wir nicht. Tatsache war, daß er zu den besonderen Menschen gehörte. Menschen, die sich mit finsteren Mächten beschäftigten, die an Kräfte glaubten, die jenseits des Sichtbaren lagen und daß Lavalle ein *Bocor* war, ein schwarzmagischer Voodoo-Priester. Die Männer hatten keinen hundertprozentigen Beweis erhalten, aber es lag der begründete Verdacht nahe, und mit diesen Dingen wollte sich so leicht keiner abgeben.

Deshalb hatte man sich an Sir James gewandt, da allgemein bekannt war, welch kleine Abteilung der Superintendent führte.

Der hatte uns den Job gegeben.

»Fahren Sie mit, fahren Sie hin, beobachten Sie. Und wenn die Leute vom Geheimdienst diesen Lavalle geholt haben, dann schauen Sie ihn sich an. Sollte sich der Verdacht erhärten, so kümmern Sie sich um

ihn. Das ist alles.«

Ja, das war auch alles. Es hatte einige Leute große Mühe gekostet, den Aufenthaltsort des *Bocors* herauszufinden, aber es war gelungen. Er wohnte in einem kleinen Haus an der Themse, wo das Land noch ziemlich sumpfig war und das Haus sicherheitshalber auf Holzstelzen stand, wegen der Überschwemmungen, die regelmäßig auftraten.

In diesem Frühjahr wälzte sich die Themse ruhig durch ihr Bett, aber die Pfosten blieben. Sie hatten im Laufe der Zeit Schimmel angesetzt und leuchteten wie helle, skelettartige Arme.

Wir hockten im Rover und hatten ihn ziemlich günstig geparkt. Vom Haus aus konnte er kaum gesehen werden, da eine Wand aus dichten grünen Büschen uns deckte. Genau dort, wo sie aufhörte und in Gras überging, standen wir, schauten durch die Frontscheibe und konnten das Haus sehen, das im Dunkeln lag. Nur eben die schimmligen Stelzen gaben einen fahlen Glanz ab.

Der Nachthimmel lag über London wie eine düstere Decke. Das nächste Haus stand ziemlich weit weg, nicht mehr als ein verfallener Schuppen, der im Sommer von Jugendlichen dazu benutzt wurde, um wilde Parties zu feiern. Um diese Zeit war es noch zu kalt. Es war überhaupt zu kalt, denn wir hatten Mitte Mai, und in den Bergen war noch Schnee gefallen. Auch für diese Nacht war welcher angesagt worden.

Ob Lavalle zu Hause war, wußten wir nicht. Wir waren überhaupt froh, daß es unseren Helfern gelungen war, seine Bude zu finden. Sollte sich der *Bocor* in den Räumen befinden, um so besser für uns.

Bisher hatte sich nichts getan. Die beiden Männer hatten wir nur kurz zu Gesicht bekommen. Sie trugen dunkle Kleidung und hatten ihre Haare durch Strickmützen verdeckt. Auf mich hatten sie den Eindruck von Menschen gemacht, die nicht eben darauf erpicht waren, die Freundschaft von anderen zu suchen.

Ich schaute auf die Uhr.

Suko hatte den Blick falsch verstanden und fragte, ob ich ins Haus gehen wollte.

»Nein.«

»Wie schön. Dann bleiben wir eben hier. Eine andere Frage: Wie lange gibst du ihnen noch?«

»Das weiß ich nicht.«

Er räusperte sich. »Irgendwie habe ich den Eindruck, daß Lavalle gar nicht da ist. Daß er uns alle an der Nase herumführt, irgendwo hockt und sich ins Fäustchen lacht.«

»Welchen Grund sollte er haben?«

»Keine Ahnung.«

»Vielleicht finden die beiden eine Spur, die uns zu ihm bringt. Wäre nicht schlecht.«

»Was traust du ihm zu?«
Ich überlegte einen Moment. »Wenn da ein Voodoo-Teufel in unsere Stadt gekommen ist, einiges. Der bringt Unheil, der wird versuchen, das Grauen zu perfektionieren…«
»Hör auf, John. Wir wissen nicht einmal genau, wie Lavalle aussieht.«
»Ein Weißer ist er nicht.«
»Klar, aber…«
»Sir James hat uns eine vage Beschreibung gegeben. Er soll ein Klotz sein, bestehend aus Muskeln, Haut, Kraft und aus Geist sowie Wissen, das er für bestimmte Zwecke einsetzt.«
»Dann glaubst du die Geschichten?«
»So ist es!«
Suko atmete stöhnend und bewegte sich auf dem Sitz, um eine bequemere Position zu erreichen.
»Wie kommst du zu der Annahme, daß…?«
»Und wenn es keine Annahme ist?« unterbrach ich ihn.
Er hob die Augenbrauen. In der Dunkelheit hatte sein Gesicht einen metallischen Glanz bekommen.
»Ich habe den Eindruck, als wüßtest du mehr als ich.«
»Kann sein.«
»Dann kläre mich auf.«
»Ich habe noch mit Sir James gesprochen, du warst nicht dabei. Es war auch nur ein kurzes Gespräch, vielleicht fünf Minuten. Und ich habe erfahren, daß es in den letzten Wochen in London zahlreiche Tote gegeben hat…«
»Das ist normal.«
»Gebe ich dir recht. Nur sind diese Toten auf eine furchtbare Art und Weise ums Leben gekommen. Sie sind regelrecht zerrissen und zerbissen worden.«
Suko schwieg, schaute mich an, holte durch die Nase Luft und stellte eine vorsichtige Frage: »Woher weiß man denn, daß dieser Lavalle seine Hände mit im Spiel hatte?«
»Man nimmt es an.«
Jetzt lachte der Inspektor. »Und auf so etwas verläßt du dich? Auf Annahmen?«
»Die Toten stammten allesamt aus Kuba und Umgebung. Eine Frau kam aus Haiti. Sie arbeitete als Journalistin bei einem Lokalsender.«
Suko schwieg. »Wie fand man denn heraus, daß Lavalle dahinterstecken könnte?«
»Durch Datenvergleich.«
»Computer also?«
»Richtig.«
»Der muß es ja wissen.« Sukos Stimme klang etwas enttäuscht.

Vielleicht hatte er nicht gewollt, daß wir wieder in einen Fall hineinrutschten. Er senkte den Kopf. »Wie sahen die Leichen denn aus?«

»Schlimm.«

Suko kannte mich. Wenn ich eine derartige Antwort gab, dann blieb es auch dabei. Ich wollte nicht in Einzelheiten gehen.

»Und die Motive?«

»Politisch, nehme ich an. Es herrscht die Meinung vor, daß die Toten nicht gerade zu den Freunden des Castro-Regimes zählten. Aber das ist nicht unser Bier, darum müssen sich andere kümmern. Wie Gator und dieser Maxwell.«

»Komische Namen.«

»Sind bestimmt nicht die richtigen.«

»Ja, die sind geheimer als geheim. Und jeder Mist, den sie fabrizieren, wird gedeckt. Lang lebe die Regierung!«

Suko und ich stimmten meinungsmäßig darüber überein, was die geheimen Dienste anging. Okay, es mußte sie geben, der Staat mußte geschützt werden, aber was sich die Mitglieder oft herausnahmen, das überstieg so manche Grenzen. Ich kam mit diesen arroganten, kalten Typen nicht gerade gut zurecht.

Obwohl Gator und Maxwell das Haus erst vor knapp zwanzig Minuten betreten hatten, kam uns die Zeit sehr lang vor. Das Warten ist eben nicht jedermanns Sache, hinzu kam die Kühle, die sich durch nichts aufhalten ließ und in unseren Wagen kroch. Der Körper hatte sich bereits auf die Frühlingstemperaturen eingestellt, so kam uns die Kälte doppelt so stark vor.

Suko tippte auf das Glas seiner Armbanduhr. »Ich gebe den Kameraden noch zehn Minuten. Wenn wir bis dann nichts von ihnen gehört haben, schauen wir nach.«

»Einverstanden.« Ich behielt die Frontseite des Hauses im Auge. Hinter den Fensterausschnitten bewegte sich nichts. Da lag die verdammte Finsternis wie ein dichter Sack, der sich über das gesamte Haus verteilt hatte.

Gator und Maxwell gehörten angeblich zu den Besten. Sie bewegten sich sicher in diesem fremden Haus, obwohl zur Zeit keine Taschenlampe eingeschaltet war, jedenfalls sahen wir nicht den kleinsten Lichtschimmer hinter irgendeiner Scheibe. Es blieb die stumpfe, nächtliche Dunkelheit.

Wir hatten die vorderen Scheiben ein Stück nach unten gedreht, so daß wir auch hören konnten, wenn etwas geschah.

Die Nacht war still.

Die Themse schleppte sich leise gurgelnd und schmatzend durch das Bett. Befahren war die Wasserstraße um diese Zeit kaum. Ein Polizeiboot glitt stromabwärts.

Ich rauchte eine Zigarette, erntete einen mißbilligenden Blick meines Freundes und grinste ihn an.
Dann stieg Suko aus.
Wir hatten die Beleuchtung im Wagen abgeschaltet, kein Licht glänzte, als Suko die Tür öffnete.
Neben dem Rover blieb er stehen. Er schaute sich um, hob die Schultern und ging ein paar Schritte vor, um dort stehenzubleiben, wo die Buschwand endete.
Er schaute zum Haus hin.
Auch jetzt tat sich dort nichts.
Ich wollte ebenfalls nicht länger hockenbleiben, drückte die Zigarette aus und verließ den Rover.
Zudem war die von uns gesetzte Frist beinahe schon verstrichen.
Suko hob den Arm, als ich mich neben ihn stellte. »Ich habe in der ersten Etage eine Bewegung gesehen. Da muß sich einer der Knaben umschauen.«
»Kein Zeichen?«
»Nein.«
»Und unten?«
»Nichts.«
Wir hatten nicht einmal den Grundriß des Hauses bekommen und standen hier eigentlich dumm herum wie Schuljungen. Allmählich stieg auch in mir der Zorn hoch, und ich dachte bereits darüber nach, welche Argumente ich vorbringen würde, wenn diese Sache hier erledigt war.
Davon konnte keine Rede sein.
Sie fing erst an.
Und wie sie anfing.
Es begann mit einem wahnsinnigen, unmenschlichen Schrei, der uns das kalte Entsetzen wie Eisplatten in den Nacken drückte.
Woher der Schrei gekommen war?
Aus dem Haus!

***

Jetzt hielt uns nichts mehr. Jetzt war es aus mit der verfluchten Rücksichtnahme. Jetzt mußten wir einfach weg, konnten nicht mehr hier verharren, sondern jagten vor, ohne Rücksicht auf die beiden Männer namens Gator und Maxwell zu nehmen.
Zumindest einer von ihnen mußte sich in Lebensgefahr befinden, denn so schrie nur jemand, der mit dem Tod kämpfte und einsehen mußte, daß er nicht dagegen ankam.
Wir blieben dicht beisammen, als wir auf das Haus zurannten. Der Schrei hatte sich wiederholt, als hätte der Mann in den letzten Sekunden seines Lebens noch einmal Luft geholt, um diese

schreckliche Botschaft in die Welt zu schicken.
Er war furchtbar. Er zitterte in unseren Ohren, aber er klang auch ab, obgleich er hörbar blieb, denn er war zu einem Jammern und qualvollen Stöhnen geworden.
Zur Eingangstür führten Holztreppen hoch. Als wir sie erreichten, war nichts mehr zu hören.
Diese Momente der Stille empfand ich als noch schlimmer als zuvor das Schreien. Berichteten sie doch auf eine nahezu perfide Art und Weise vom Ableben eines Menschen.
Der Tod war als dritter Gast bei ihnen.
Ich nahm die ersten beiden Stufen mit zwei gewaltigen Sprüngen. Meine Schritte hinterließen dumpfe Echos auf dem Holz, das durchgeweicht war und den Anschein hatte, als würde es jeden Augenblick unter meinem Gewicht zusammenbrechen.
Aber es hielt.
Dann war ich an der Tür. Auch sie zeigte einen dunklen Anstrich, keine Klinke, sondern einen simplen Knauf, der gedreht werden mußte.
Ich zerrte sie auf und starrte in das dunkle Haus, zwischen dessen Wänden sich die Schatten zusammenballten, als wollten sie den fürchterlichen Schrecken verbergen.
Die Schreie hatten uns vorsichtig werden lassen. Wir stürmten nicht wie die Berserker in den Flur.
Rechts zeichnete sich eine Treppe ab, noch immer brannte kein Licht, aber vorn, fast am Ende des Flurs sahen wir einen gelben Streifen, der unter einer Türritze hervorsickerte.
Suko schaute mich an.
Ich nickte.
Er stürmte zuerst hinein.
Ich gab ihm Rückendeckung.
Wir machten es wie im Kino. Die Hände, die die Waffen hielten, hochgestreckt, um die Arme blitzschnell fallen lassen zu können, wenn ein Gegner erschien.
Niemand ließ sich blicken.
Suko hatte die Tür als erster erreicht. Er blieb für einen Moment stehen, um seinen Atem unter Kontrolle zu bekommen. Im sehr schwachen Licht sah sein Gesicht aus wie geschliffener Schiefer.
»Tritt sie auf!«
Der Fuß hämmerte dagegen, die Tür schwang nach innen, ich huschte hindurch, verließ mich auf Suko als Rückendeckung und fühlte doch, wie sich mein Magen verkrampfte, weil ich damit rechnete, mitten in eine Schlangengrube zu springen, das natürlich nur im übertragenen Sinne.
Ich stand in einer Küche.

Sie war ziemlich lang und schmal. Rechts zeichnete sich die Front der Wandschränke ab, links befanden sich die Elektrogeräte, die es in fast jeder Küche gab.

Und in der Mitte lag der Mann. Es roch nach Verwesung.

Was ich zudem sah, war einfach irreal und gleichzeitig kaum zu fassen. Die Lampe lag ebenfalls am Boden. Sie brannte noch. Ihr Licht zeichnete einen zackigen Ausschnitt in die Dunkelheit, als hätte jemand eine helle Spiegelscherbe aufgestellt, die zudem ein Zentrum besaß, in dem eine Gestalt lag.

Ich wußte nicht mehr, ob es Gator oder Maxwell war, jedenfalls konnte diesem Mann keiner mehr helfen.

Er war tot.

Ich schluckte. Nicht nur, weil er tot war, sondern darüber, wie er gestorben war.

Und plötzlich wußte ich, daß ich mich auf der richtigen Spur befand, denn Sir James hatte von Toten gesprochen, die auf eine fürchterliche Art und Weise ums Leben gekommen waren.

Fast zerfressen…

So war es auch hier.

Überall schimmerte das Blut, und in diesen Lachen lag der Tote, dessen Körper von Wunden übersät war, die irgendwelche harten, spitzen Gegenstände oder Zähne gerissen hatten.

Auch Suko hatte diesen Anblick mitbekommen. Ich hörte ihn leise stöhnen. »Verdammt, John, sag mir, daß ich mich irre. Sag, daß ich dem Wahnsinn nahe bin.«

»Vielleicht.«

»Wer hat das getan? Wieso, verflucht? Woher kam das Etwas?«

»Ich weiß es nicht.« Obwohl die Taschenlampe noch brannte, zog ich meine Leuchte hervor und schaltete sie ein, weil ich einfach mehr sehen wollte und bestimmt nicht, weil es mir Spaß machte, eine derartige Leiche zu begutachten.

Mein Blick fiel auf die Spüle. Ich wollte den Kopf schon wieder zur Seite drehen, als mir etwas auffiel.

Es war dieser widerlicher Gestank, der mir schon beim Eintritt aufgefallen war.

Genau dort, wo sich die Spüle befand, da konzentrierte er sich. In unsichtbaren Wolken schien er aus ihr hervorzudringen, aus dem Loch zu steigen, durch das sonst das Wasser abfloß.

Suko ließ mich in Ruhe. Er hatte sich neben der Tür an der Wand aufgebaut, um mir eine gewisse Rückendeckung zu geben, falls diese nötig war. Es konnte ja sein, daß der oder die Killer noch in der Nähe lauerten und dann zuschlugen.

Ich suchte nach Spuren.

Der Boden war mit Blut bedeckt, aber ich fand keinen fremden

Fußabdruck, dafür aber entdeckte ich lange schmale Streifen, als wäre etwas durch die Lachen geglitten, um sie dann zu verlassen, und zwar alle in Richtung Tür.

Vier Streifen…

Auch vier Killer?

Suko waren sie ebenfalls aufgefallen. Er verließ die Küche und strahlte den Fußboden im Flur ab.

Da er mit einem alten Teppichfilz ausgelegt worden war, verlor sich die Spur sehr bald. Zudem war der Teppich ziemlich dunkel, vielleicht auch schmutzig.

Suko kam wieder zurück. Ich brauchte nur in sein Gesicht zu sehen, um zu wissen, wie das meinige aussah, ratlos.

Er hob die Schultern.

»Ich weiß es auch nicht.«

Suko nickte zweimal. Das dritte Nicken deutete er nur an. Dabei fragte er mit leiser Stimme: »Und wo ist der zweite?«

Eine unsichtbare Faust wühlte sich in meinen Körper und drehte sich im Magen herum. Verdammt, in den letzten Sekunden hatte ich nicht an ihn gedacht.

»Nach oben - oder?«

»Da habe ich ihn zumindest wahrgenommen, glaube ich.«

»Dann laß uns nachsehen.«

Bevor wir die Küche verließen, warfen wir noch einen letzten Blick auf den Toten. Einen derartigen Anblick hatten wir noch nie gesehen. Er war einfach schrecklich.

Als ich mit der flachen Hand an der Wand entlangglitt, entstand ein schleifendes Geräusch, aber ich fand, was ich hatte finden wollen. Der Lichtschalter stand vor, er gehörte noch zu den älteren Fabrikaten und mußte gedreht werden.

Unter der Decke erstrahlte eine Lampe in einem schwachen rötlichvioletten Licht.

Suko schielte die Lampe an und schüttelte den Kopf. »Wer fühlt sich denn bei einer derartigen Funzel wohl?«

»Einer, der vielleicht Menschen auf grausame Art und Weise umbringt.«

»Kann sein.«

Das Licht reichte aus, um uns den Weg bis zum Aufgang der Treppe zu »erleuchten«.

Wir blieben für einen Moment dort stehen und suchten wieder nach Spuren.

Diesmal entdeckten wir auf dem Belag keine feuchten Stellen, dafür aber hörten wir ein Geräusch, das nicht in unserer Nähe aufklang, sondern von oben her kam.

Waren es Schritte?

Wir schauten uns an, nickten uns kurz zu und tauchten in verschiedene Richtungen weg, wo wir uns an die Wand preßten, um dort Deckung zu finden.

Ja, es waren Schritte, aber sie wurden nicht normal gesetzt, sondern klangen unregelmäßig. Nach jeder Berührung mit dem Boden zog die Person das andere Bein nach, so daß jeweils ein schleifendes Geräusch entstand, in das sich auch ein fürchterliches Stöhnen mischte, als wäre ein Mann schwer angeschlagen.

»Das ist der zweite!« hauchte ich, und mich hielt nichts mehr an meinem Platz. Ich lief vor, um die Treppe hinaufzugehen, kam aber nur zwei Stufen weit, denn oben, am Ende der Treppe, erschien eine Gestalt, die sich kaum auf den Beinen halten konnte, den linken Arm abgespreizt hatte und verzweifelt nach dem Handlauf des Geländers suchte, um sich dort abzustützen.

Es war der zweite Agent, auch er trug diese dunkle Mütze, unter dessen Rand die Haut unnatürlich bleich schimmerte, als wäre sie mit feuchter Kreide bestrichen worden.

»Was ist mit Ihnen?« rief ich.

Mitten in meine Frage hinein verlor er das Gleichgewicht und kippte steif wie ein Brett nach vorn.

Er sah schrecklich aus. Ich bekam für die Dauer von ein, zwei Sekunden die Chance, in sein Gesicht zu sehen, und es war kein Gesicht, sondern eine verzerrte Maske des Schreckens. Das gerade Erlebte und die Gefühle konnte man darin ablesen.

Ich schaffte es nicht, ihn aufzufangen, stützte ihn aber ab. Da verloren wir beide zusammen das Gleichgewicht, stolperten über eine Stufe, und Suko stand zum Glück so günstig, daß er uns beide abfangen konnte.

Ich hatte den Mann mit dem rechten Arm umschlungen und spürte unter meinen Fingern an seinem Rücken etwas Feuchtes, Glitschiges.

Eine Wunde, Blut - vielleicht auch mehr.

Wir ließen ihn vorsichtig zur Seite gleiten, schauten gegen seinen Rücken und erbleichten noch mehr.

»O Gott«, sagte Suko nur. »O Gott…«

Meine Augen brannten. Ich drehte den Kopf, blickte die Treppe hoch und fragte mich, was dort oben lauerte.

Was, zum Teufel…?

***

Die Kellnerin sah müde aus, als sie das Bier brachte und die Gäste daran erinnerte, daß sie auch Feierabend haben wollte und dies die letzte Runde wäre.

Peter Köhler schaute auf. »Sogar die allerletzte.«

»Sind Sie der Chef hier?«

»Nicht direkt. Warum?«

»Weil ich mich an einen halten muß, um zu kassieren.«

Peter Köhler verdrehte die Augen. Er war knapp dreißig, hatte ein rundes Gesicht mit lustigen, großen Augen, trug das braune Haar sehr kurz geschnitten und war ein Mann, dessen breiter Mund gern und oft lachte. Jetzt drehte er sich auf seinem Stuhl, griff in die hintere Hosentasche seiner Jeans, wo die Brieftasche steckte und schaute, während die Kellnerin zusammenrechnete, auf seinen linken Nebenmann, der sofort beide Arme hob und dabei weiter an seiner gebogenen Pfeife nuckelte, die wie ein köchelnder Fleischerhaken aus seinem Mund hing.

»Ich habe damit nichts zu tun, Peter!« Hinter den Gläsern der Brille blitzten Ewald Fehlaus Augen, wahrscheinlich auch deshalb, weil er sich auf das frisch gezapfte Ritter First freute, das die Versammelten den Abend über begleitet hatte.

Peter Köhler nickte. »Ja, ich weiß, Ewald. Wer so arm ist wie du, der sollte sich einen ausgeben lassen.«

»Richtig, richtig, mein Freund.« Fehlau lehnte sich zurück und strich über den blonden Oberlippenbart, der dieselbe Farbe aufwies wie sein Haar. »Als Redakteur ist einem zwar nichts zu schwer, aber die Gehaltstüte zu tragen, das schaffe ich selbst mit dem kleinen Finger. Sensible Menschen fangen an zu weinen, wenn sie da hineinschauen. Da würden sich sogar selbst meine Comicfiguren mit Grausen abwenden.«

Peter nickte nur und zog einen Fünfzigmarkschein aus der Brieftasche. »Reicht das?«

»Soeben!« muffelte die Kellnerin. »Sie kriegen noch drei Mark vierzig zurück.«

Peter winkte ab. »Nehmen Sie das als Trinkgeld und behalten Sie uns in guter Erinnerung.«

»Klar, davon werde ich mir einen antrinken.«

»Ich gönne es Ihnen.«

Die beiden Frauen am Tisch mußten lachen. Eine davon hieß Heidi Köhler und war Peters Schwester. Sie glich ihrem Bruder ein wenig, war aber wesentlich hübscher und hatte das Haar zu einer Lockenfrisur gedreht. Auch sie war noch nicht verheiratet wie ihr Bruder, aber bei ihm sollte sich das in den nächsten Wochen ändern. Die rechts neben ihm sitzende blonde junge Frau hieß Angelika Umlauf, sie War die Auserwählte und seit geraumer Zeit mit Peter Köhler verlobt.

Nach der großen Roman- und Comicbörse würden sie zum Standesamt huschen, und die Stadt Dortmund hatte wieder einen Junggesellen weniger.

Heidi Köhler hatte nur Limo getrunken, denn sie mußte die Freunde

und ihren Bruder noch fahren.

Ewald Köhler hob sein Glas. »Ah«, sagte er und stöhnte lang. »Das ist doch etwas Echtes. Wenn du das trinkst, da hast du das Gefühl, als würde dir ein Engelchen aufs Herz pinkeln. Und allein der Schaum. Wie der saftig steht und fest ist. Prost denn! Auf daß die edle Jauche Wellen schlage in unserem Bauche.«

»Ja, auf die Börse!« rief Peter, und seine Schwester Heidi stimmte mit ein.

Die Versammelten hatten nicht nur getrunken, sondern auch etwas gegessen. Zigeunerschnitzel mit Pommes. Das machte satt und gab eine gute Unterlage für die Bierchen.

Es war der Vorabend der Börse. Die administrativen Aufgaben lagen hinter Peter Köhler und seiner Familie, die ihn dabei sehr unterstützte, dennoch konnte er innerlich keine Ruhe finden, denn seine von ihm vor Jahren ins Leben gerufene Roman- und Comicbörse hatte sich immer mehr ausgedehnt und herumgesprochen, so daß schon ein großer Saal angemietet werden mußte.

Und zwar der Goldsaal, der neben der weltberühmten Westfalenhalle lag und auch nicht weit entfernt vom Westfalen-Stadion, der Heimat des BVB, dessen Elf schon seit Wochen mehr gegen die eigene Psyche kämpfte als gegen die anderen Mannschaften, für die der Verein zum Punktelieferanten geworden war, was besonders Peter Köhler ärgerte, denn er war dem BVB sehr verbunden.

Aber jetzt hatte er andere Sorgen.

Langsam setzte er sein Glas ab, beugte sich vor und sah aus, als würde er im nächsten Moment auf dem Tisch zusammensinken. Er schaute Heidi an, die ihm gegenüber saß. »Haben wir denn an alles gedacht?«

»Ja, Peter.«

»Wirklich?«

Sie verdrehte die dunklen Augen. »Ja - Peter.«

»Gab es Absagen?«

»Nein, Peter!« Diesmal antwortete Angelika Umlauf im gleichen Tonfall wie Heidi.

Ewald Fehlau hob die Schultern. »Ich weiß gar nicht, weshalb du so nervös bist.« Er saugte einige Male an seiner Pfeife, die nicht mehr brannte, zündete den Tabak erneut an, stopfte kurz nach und schniefte durch die Nase. »Es ist doch nicht das erste Mal, daß du das durchziehst.«

»Stimmt.«

»Wo sind die Probleme?«

»Ich habe so ein komisches Gefühl.«

»Weshalb denn?«

Peter hob die Schultern. »Kann ich dir nicht genau sagen. Vielleicht

weil es diesmal so viele sind. Zudem haben sich sogar Händler aus Österreich und der Schweiz angesagt.«

»Vergiß die Franzosen nicht«, sagte Angelika.

»Ja, sogar die.«

»Ist doch super.« Heidi schüttelte den Kopf. »Um unseren Stand brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Da stehen Mutter und Vater, die halten Stallwache.« Sie hob beide Arme und spreizte die Hände. »Du und Angelika, ihr könnt euch um die Organisation kümmern, um die Reporter, um die Radioleute und die Typen vom Fernsehen, falls die erscheinen sollten.«

»Die privaten schon.«

»Na bitte.«

Ewald, der die Beine ausgestreckt hatte und das Bierglas in den Händen hielt wie die Mutter ihr Kind, mischte sich ein. »Außerdem bin ich auch noch da.«

»Stimmt.«

»Du bist ja nicht zu übersehen, nicht zu überhören und nicht zu überriechen«, sagte Heidi.

»Kannst du mir das mal näher erklären?«

»Nein.«

»Okay, okay, dann ist die Sache für mich erledigt.« Ewald nahm einen langen Schluck und war selig. Er hatte schon kleine Augen bekommen, murmelte etwas von einem guten Whisky und erntete ein verwundertes Kopfschütteln.

»Wo willst du denn den trinken?« fragte Angelika.

»Im Hotel, als Absacken«

»Schön. Und was sagt Clara, dein holdes Weib dazu?«

»Die sagt, daß es Zeit wird.«

Clara Fehlau hatte genau in diesem Augenblick die Tür aufgedrückt und stand auf der Schwelle wie der rächende Engel. Als Ewald die Stimme seiner Gebieterin hörte, mit der er seit mehr als zwanzig Jahren verheiratet war, zuckte er zusammen.

»Hä, hä«, sagte Peter Köhler lachend. »Jetzt kannst du dich nicht einmal mehr verstecken.«

»Hast du das nötig, Ewald?« Clara kam näher. Sie trug das Haar so kurz geschnitten, daß es wie ein braunes Fell auf ihrem Kopf wuchs. Hinter den Brillengläsern funkelten ihre Augen vergnügt. Neben Heidi stützte sie die Hände auf die Tischplatte. »Machen wir einen Abflug, Ewald?«

»Sofort. Aber erst noch austrinken. Du weißt doch, daß ich dafür bekannt bin, keine Reste zurückzulassen.«

»Ja, ja, ich weiß«, dehnte sie. »Du bist auch bei mir dafür bekannt, daß ich dich am anderen Morgen pflegen muß, wenn es mal wieder zu viele Reste geworden sind.«

Die Antwort sorgte natürlich für allgemeine Heiterkeit, nur Ewald fühlte sich wieder von aller Welt mißverstanden, leerte sein Glas, schüttelte den Kopf und beschwerte sich über die Frauen im allgemeinen, während er Peter Köhler noch einmal fragte, ob dieser sich die Heirat auch gut überlegt hätte.

Peter grinste von Ohrläppchen zu Ohrläppchen, und seine Verlobte lächelte mit.

»Haben wir«, sagten sie im Chor.

»Dann ist euch nicht zu helfen.«

Clara winkte mit dem Zeigefinger. Diese Geste kannte Ewald. Stöhnend stemmte er sich von seinem Stuhl hoch. »Meine Gebieterin hat gerufen, Freunde, bis morgen dann.«

Angelika Umlauf und Heidi Köhler bekamen von ihm noch einen angedeuteten Handkuß, bevor er etwas schwankend neben seiner Frau her in Richtung Tür ging.

»Den Whisky kannst du dir malen. Wenn du jetzt noch einen trinkst, dann ist es…«

»Einen echten Hörder wirft nichts um, Clara. Vergiß nicht, daß ich aus Hörde komme, das sich die verfluchten Dortmunder irgendwann eingemeindet haben. Damals, weißt du, als…«

Die Tür fiel zu. Ewalds lange Erklärungen hörte jetzt nur seine Frau, die anderen nicht mehr.

Sie blieben noch sitzen.

Angelika legte Peter eine Hand flach auf das Knie. Er hatte seine Beine ausgestreckt und holte tief Luft. »Na, wie geht es dir?«

»Weiß nicht.«

»Gut?«

»Erschöpft bin ich.«

»Kein Wunder bei der vielen Arbeit, die du dir machst«, sagte Heidi und leerte auch ihr letztes Glas.

Die Limo war ihr zu süß, aber Alkohol zu trinken, konnte sie sich nicht leisten.

»Sollen wir?« fragte sie.

»Ja.« Angelika stand auf und griff nach ihrer Jacke, in die ihr Peter hineinhalf.

»Mal sehen, ob du das in fünf Jahren auch noch tust.«

»Bis dahin hat die Mode gewechselt. Da trägt man nur dicke T-Shirts.« Er zog auch seine Jacke an.

Sie bestand aus hellem dünnen Leder, die Köhlersche Kampfjacke, die ihn schon auf manchen Romanbörsen begleitet hatte.

Heidi hatte ihren weit schwingenden Mantel angezogen. Gähnend ging sie zur Tür.

Dahinter lag die normale Kneipe. Der Wirt war bereits dabei, die Stühle hochzustellen. Nur noch ein Gast saß am Tresen. Auch von

hinten war er zu erkennen, um wen es sich handelte.
Es war Ewald!
Er hatte die Freunde gehört, drehte sich um und hob sein Glas, in dem der Whisky schimmerte.
»Wenn old Ewald einen Whisky trinken will, dann trinkt er sich einen.«
Heidi schüttelte den Kopf. »Und wo steckt Clara?«
»Die mußte mal für kleine Mädchen.«
Die Freunde flachsten noch herum, bis auf Peter Köhler. Er war an eines der Fenster getreten und schaute hinaus. Seine Stimmung war ernst, den Grund dafür konnte er nicht einmal nennen.
Er schaute nach draußen. Zwei Lampen brannten über dem Eingang der Kneipe. Ihr Schein jedoch reichte nicht weit. Schon bald wurde er von der nächtlichen Dunkelheit verschluckt, die sich auch über dem Parkplatz ausgebreitet hatte.
Dort lagen die Schatten.
Völlig normal, nicht außergewöhnlich. Dennoch hatte Peter Köhler den Eindruck, von etwas Unheimlichen belauert und beobachtet zu werden. Von einer Macht oder Kraft, an dessen Existenz er nicht einmal zu denken wagte.
Über seinen Rücken rann ein eisiger Schauer…

***

Ja, verdammt, was verbarg sich dort oben?
Wir schauten beide nicht die Stufen hoch, da wir uns um den Verletzten kümmerten.
Verletzten?
Mit dieser Wunde im Rücken konnte man nicht überleben und das hatte auch Maxwell nicht geschafft.
Er war tot, praktisch vor unseren Augen gestorben, und wir standen da wie in einem Käfig, durch den elektrische Ströme zuckten, die keinen Fleck des Körpers ausließen.
»Ich begreife es nicht«, flüsterte Suko. »Verflucht noch mal, ich kann es nicht fassen.«
»Lavalle«, sagte ich nur.
»Meinst du?«
Ich konnte Sukos Skepsis nicht verstehen. »Wer denn sonst, wenn nicht er?«
»Hat er Krallenhände? Hat er Zähne wie ein Raubtier, wie ein Alligator oder eine dämonische Mutation…?«
Ich wiederholte den letzten Begriff. »Meinst du das im Ernst?« fragte ich danach.
»Wir müssen mit allem rechnen.«
»Ja, das glaube ich auch.«

Suko deutete die Stufen hoch. »Es hat keinen Sinn, wenn wir hier unten warten, wir müssen hoch.«

»In die Höhle des Löwen.«

»Oder des Monsters.«

»Zumindest zu Lavalle.«

Wir rückten den Toten zur Seite. Im Haus war es still geworden, nur unsere Geräusche hörten wir, aber das Holz der Treppe bewegte sich knarrend, als es durch unser Gewicht belastet wurde, und die Stufen hörten sich an, als würden sie stöhnen und als wären unter ihnen Menschen begraben worden, die sich noch einmal aufbäumten, bevor sie endgültig verstummten.

Die Treppe führte mich nach links hoch und mündete in einen schmalen Flur, der im Dunkeln lag.

Mir kam es vor wie ein Maul, das seinen fürchterlichen Atem ausstieß, als wollte es uns all das Grauen und den Schrecken einer gewissen Kreatur ins Gesicht blasen. Er war einfach schrecklich, zudem sehr düster, denn das Licht aus dem unteren Flur reichte nicht bis hier oben hin.

Wir ließen es auch dunkel und schalteten nur unsere schmalen Leuchten ein, deren Strahlen gegen die Bohlen zielten und schon bald über die feuchten Blutflecken hinwegstreiften, die sich auf den schlichten Holzbohlen abzeichneten.

So makaber es sich anhörte, wir waren in einer Hinsicht froh, daß es sie gab, denn sie zeigten uns den Weg, den wir zu nehmen hatten und den auch der Schwerverletzte noch geschafft hatte.

Über uns begann direkt das Dach. Hier oben waren die Räume mit schrägen Wänden ausgestattet, aber wir konnten noch normal stehen. Wenn wir hochschauten, sahen wir das feuchtdunkle Gebälk.

Nichts raschelte, nichts bewegte sich, selbst die Schatten lagen stumpf da wie altes Blei.

Direkt vor einer Türschwelle schimmerten wieder die dunklen Punkte. Hinter der Tür mußte es den Mann erwischt haben.

Diesmal trat ich sie auf, sprang aber nicht über die Schwelle hinweg und blieb ebenso stehen wie Suko.

Unsere Lampen strahlten in den Raum hinein. In der rechten Hand hielten wir unsere Berettas, die Lampen in der linken.

Das Zimmer war menschenleer. Ansonsten glitten die Lichtfinger nur über eine primitive Möblierung, die den Anschein erweckte, als sei sie beim Sperrmüll zusammengesucht worden.

Da stand ein Sessel mit aufgeschlitztem Polster hinter einem kleinen Fußhocker, der eine seiner Stützen verloren hatte und deshalb fast umgekippt war.

Eine Gardine, mehr ein Lappen, blähte sich im Wind, weil das Fenster gekippt war.

Die kühle Luft roch nach feuchter Wiese, nach fauligem Laub, und dann war auch dieser Geruch wieder da, der uns schon in der Küche aufgefallen war.

So dumpf, so undefinierbar, wie die Ausdünstungen einer schrecklichen Kreatur, die es eigentlich nicht geben durfte.

Wir leuchteten den Raum aus. Ein altes Bett sahen wir ebenfalls. Mehr eine Liege aus Metall. Der Schläger hatte zwei alte Matratzen gefunden und sie übereinandergelegt. Da war manche Gefängniszelle gemütlicher als dieses verdammte Loch.

»Nichts - oder?« Das letzte Wort bewies mir, daß sich auch Suko unsicher zeigte.

»Ich weiß es nicht.«

»Dann geh mal weiter.«

Wir betraten das Zimmer und wußten sofort, daß hier etwas passiert war, denn wir sahen das Blut auf dem Boden und fanden Fetzen der Jacke.

Ich trat ans Fenster und zog die Gardine etwas zurück. Vor dem Haus tat sich nichts. Die Umgebung lag eingepackt in eine wattige Stille, als wüßte sie genau, daß sie bestimmten dämonischen Kräften ihren Tribut zollen mußte.

Suko, der zurückgeblieben war, hatte den Lichtschalter gefunden. Ich hörte, wie er ihn herumdrehte.

Nach dem Klacken passierte nichts. Die Deckenleuchte blieb dunkel. Kein heller Schein, der sich im Raum verteilte.

»Da hat jemand etwas manipuliert«, murmelte mein Freund. »Und sicherlich nicht grundlos.«

»Kann sein.«

Ich stand noch immer am Fenster, drehte mich jetzt herum und ging einen Schritt vor.

Da hörte ich das Rasseln!

Auch Suko hatte das Geräusch vernommen, wußte aber ebensowenig wie ich, wie er es einstufen sollte. Dafür drehte er sich auf der Stelle und schaute in die Runde.

»Warst du das, John?«

»Bestimmt nicht.«

»Verdammt, woher…?«

»Psst!« Mein Zischen ließ ihn verstummen, und ich versuchte, herauszufinden, wer dieses Geräusch abgegeben haben könnte. Dieser Jemand mußte sich hier im Zimmer aufhalten, denn von draußen war es nicht aufgeklungen.

Aber wir hatten nichts gesehen. Es sei denn, das Wesen war so klein und schmal, daß es unentdeckt bleiben konnte. Zumindest bei einer oberflächlichen Untersuchung.

»Leuchte du nach links, Suko, ich nehme mir die rechte Seite vor«,

sagte ich leise.
»Okay!«
Da hörte ich das Geräusch wieder!
Jetzt nur anders klingend.
Das Rasseln war geblieben, allerdings wurde es von dumpfen, knurrenden Lauten untermalt, die sehr wohl dazu angetan waren, einem Menschen Furcht einzujagen.
Und es hatte diesmal länger gedauert, so daß es mir gelungen war, die Richtung festzustellen.
Durch Handzeichen erregte ich Sukos Aufmerksamkeit. Er wußte, wie er sich zu verhalten hatte, sagte kein Wort und schaute zu, wie ich auf und gleichzeitig unter das alte Bett deutete.
Er nickte.
Ich ging in die Knie, während sich Suko bewegte, damit seine Schrittgeräusche das Ding unter dem Bett ablenkten.
Ich bewegte mich sehr langsam, wollte keinen unnötigen Verdacht erregen, denn ich wußte, daß der Zwischenraum unter dem Bett eine Insel der Schatten und der Gefahr war. Dort konnten der Tod und das Grauen lauern.
Ich hatte überhaupt keine Ahnung, mit wem ich es zu tun bekommen würde, und meine Nerven waren zum Zerreißen angespannt. Bevor ich noch mit den Knien die Bodenbretter berührte, hörte ich abermals ein Geräusch. Diesmal klang es wie ein schriller, dünner, sehr hoher Schrei, und er hörte sich wütend und ärgerlich an.
Der Schatten unter dem Bett sah aus wie eine schwarze Mauer, die nichts durchdringen konnte. Sie war genau richtig für einen Killer, sie deckte ihn.
Die wildesten Vermutungen schossen mir durch den Kopf. Ich dachte an einen mutierten Hund oder an eine Katze, die besonders lange Krallen besaß, schärfer noch als Rasiermesser.
Mein Atem floß nur sehr dünn über die Lippen. Ich wollte den Feind nicht unbedingt schon vorher warnen.
Ich kniete.
Dann drehte ich den Kopf, während ich mich gleichzeitig noch tiefer bückte.
Suko stand in erreichbarer Nähe. Er bewegte nur seine linke Hand mit der Lampe, aber der Strahl wischte von meiner Position weg in die entgegengesetzte Richtung.
In der Rechten hielt er die Beretta, deren Mündung schräg gegen den Fußboden wies.
Ich schaute unter das Bett, ohne jedoch schon in die Schwärze hineinzuleuchten.
Silberne Augen starrten mich an. Fast so sprühend und zuckend wie Wunderkerzen, dann ein böser, schriller Schrei, und im nächsten

Moment schoß etwas Langes, Schwarzes, Furchtbares unter dem Bett hervor auf mich, das beinahe nur aus einem Maul bestand, mit angespitzten, mörderischen Reißzähnen…

***

»Du kannst nicht schlafen?« fragte Rita Wedekind. Sie sprach in die Dunkelheit hinein, wo ihr Mann lag, der ihr den Rücken zugedreht hatte.

»Nein.«

»Und warum nicht?«

»Ich weiß es nicht«, murmelte Reinhold Wedekind.

Seine Frau seufzte. »Ist es vielleicht wegen morgen, wegen der Börse?«

»Bestimmt nicht. Obwohl…«, Reinhold sprach nicht mehr weiter und überlegte.

»Ja…?«

»Irgendwie hängt es damit zusammen.«

Rita mußte lachen. »Sag nur, daß du als einer der größten Roman- und Comic-Händler hier im Ruhrgebiet Furcht vor der Ausstellung hast? Wenn das der Peter Köhler hört, lacht der sich krumm.«

Reinhold Wedekind drehte sich auf den Rücken und starrte gegen die Decke. »Ich weiß nicht, ob ihm nicht auch das Lachen vergangen ist.«

»Warum?«

»Vielleicht verfolgen ihn dieselben Gedanken wie mich. Kann sein, ja, kann sein.«

»Und welche sind das, bitte?«

»Daß etwas schiefläuft, verdammt! Daß wir den Schrecken erleben, daß etwas unheimlich Böses diese Börse stören wird. Das meine ich damit, Rita.«

»Hör auf damit, Reinhold. Du hast zu viele Gruselromane und Horror-Comics gelesen.«

»Damit hängt es nicht zusammen.«

»Sondern?«

Er atmete schwer und überlegte, ob er seiner Frau die Antwort und die unweigerlich folgende Erklärung zumuten konnte. Sie würde ihn wahrscheinlich nur auslachen. »Es… es ist etwas gekommen, Rita.«

Sie lachte leise, klopfte auf ihre Bettdecke und fragte dann: »Besuch vielleicht?«

»Nein.«

»Was dann?«

Reinhold räusperte sich. »Oder so ähnlich«, murmelte er. »So etwas Ähnliches wie ein Besuch. Aber ein Besuch aus der Finsternis, aus einer anderen Welt, aus der Hölle…«

Rita ließ ihren Mann nicht ausreden. Sie warf sich im Bett herum und

schaltete das Licht ein. Ihr dunkles Lockenhaar hob vom Kopfkissen ab wie eine Perücke, nur daß ihr Haar echt war. Sie zwinkerte ein wenig mit den Augen, wollte sich auch nicht die Brille aufsetzen und fragte mit ärgerlich klingender Stimme: »Hast du noch alle Tassen im Schrank, Mann? Wie kannst du so etwas sagen. Bist du… du irre?«

Reinhold Wedekind lag auf dem Rücken. In dieser Position schüttelte er den Kopf. »Ich bin bestimmt nicht verrückt, Rita.«

Ihr lag eine weitere Bemerkung auf der Zunge, die aber verschluckte sie rasch, als sie in das Gesicht ihres Mannes schaute, das schweißbedeckt war. In seinen Augen entdeckte sie einen leicht fiebrigen Glanz, er bewegte seine Lippen, ohne zu sprechen und feuchtete sie dabei mit der Zungenspitze an.

Allmählich wurde Rita nervös. Sie glaubte nicht mehr an eine Spinnerei, berührte ihren Mann an der Schulter und schüttelte ihn. »He, Reinhold, was hast du?«

Er faßte nach ihrer Hand. »Laß mal gut sein, Mädchen. Das geht schon wieder vorbei.«

Nein, dachte sie, nein, das geht nicht so schnell vorbei. Sie war inzwischen zu besorgt, um sich einfach wieder umdrehen zu können und dann weiterzuschlafen, als wäre nichts geschehen. Sie lag ruhig neben ihrem Mann. Der Lampenschein fiel über das Bett und vergoldete an einigen Stellen. Es war mitten in der Nacht, die Tageswende lag bereits hinter ihnen, und Rita lauschte in die Dunkelheit hinein. In der rechten Seite des Schlafzimmers stand der große Schrank, ein viereckiger Klotz, der im Schatten lag und auf sie den Eindruck eines bösen Wächters machte. Das Fenster war gekippt. Die fernen Geräusche der Straße drangen wie eine gedämpfte Musik an ihre Ohren.

Einige Minuten vergingen. Das Ehepaar lag dicht nebeneinander. Zwischen den beiden hatte sich ein Feld der Spannung aufgebaut. Jeder wollte den anderen etwas fragen, aber es traute sich keiner von ihnen, den Anfang zu machen.

Bis Rita die Sache in die Hand nahm. »Also bitte, Reinhold, willst du mir nicht erzählen, was los ist? Oder ist alles so plötzlich über dich gekommen?«

»Das nicht.«

»Sondern?«

»Es war schon länger. Bereits den ganzen Tag über. Es kam mir vor, als würden über mir Schatten liegen. Ich habe noch geordnet und gearbeitet, aber ich konnte mich nicht konzentrieren.«

»Das Wetter?«

Er lachte stotternd. »Nein, das ist es nicht, obwohl ich das erst gedacht habe.«

»An das Böse glaube ich nicht.« Sie richtete sich hastig auf und

schüttelte ihre Frisur, so daß die Locken wirbelten. »Das ist doch alles Unsinn, Reinhold.«

»Beileibe nicht, Rita.«

Hastig drehte sie den Kopf. Ihr Gesicht hatte einen fast bösen Ausdruck angenommen, die dunklen Augenbrauen waren verengt, und sie hielt beide Hände zu Fäusten geballt. »Willst du mir nicht endlich sagen, was dich so schafft?«

Er antwortete mit einer Gegenfrage. »Wirst du mir glauben?«

»Ich werde es zumindest versuchen!«

»Na gut, dann hör mir genau zu, Rita.«

»Komm, mach es nicht so spannend!«

Er wand sich. »Das mußt du verstehen, Rita. Für uns beide kann das von großer Bedeutung sein.«

»Schon gut.«

Er holte tief Atem. »Es geht um ein Buch«, erklärte er, »um ein bestimmtes Buch, das ich gekauft habe, als ich in New York war. Es ist die Geschichte eines Mannes, der Lavalle heißt und als *Bocor*, als Schwarzer Voodoo-Priester, gilt. Es gibt davon auch einen Comic, den habe ich ebenfalls in New York erstanden.«

Rita rieb durch ihr Gesicht. »Moment mal, daran glaube ich mich sogar erinnern zu können.«

»Na bitte.«

»Aber Buch ist Buch.«

»Im Prinzip schon. In diesem Fall ist die Geschichte von Lucien Lavalle aber wahr.«

Rita schlug mit der flachen Hand auf die Bettdecke. »Das glaubst du doch selbst nicht.«

»Es stimmt aber. Hast du das Buch gelesen?«

»Nein.«

»Dann weißt du also nicht, welch eine Warnung dort verewigt wurde?«

»Wie sollte ich?«

Reinhold Wedekind setzte sich hin. »Am Schluß der Geschichte steht, daß man sich vor Lavalle hüten soll, daß er jeden Augenblick erscheinen kann, um sich an dem zu rächen, der als Unreiner über ihn liest. Wenn das geschieht, wird er persönlich erscheinen und sich furchtbar rächen.«

Reinhold hatte mit ernster Stimme gesprochen, aber Rita mußte trotzdem lachen, entschuldigte sich dafür und fragte: »Dann rechnest du also damit, daß er kommt, dieser Lavalle?«

»Nein.«

»Dann ist ja alles gut.«

»Tut mir leid, Rita, du hast mich nicht richtig verstanden. Ich brauche nicht damit zu rechnen, daß er kommt, denn er ist schon da.

Lavalle ist hier, in Dortmund…«

***

Rita Wedekind hatte ihrem Mann versprochen, im Schlafzimmer nicht zu rauchen. Hätten jetzt Zigaretten in der Nähe gelegen, bei Gott, sie hätte sich ein Stäbchen genommen und es angesteckt.

Seine letzte Antwort hatte ihr tatsächlich Furcht eingejagt.

»Du sagst nichts, Rita…«

Sie fing an zu stottern. »Was soll ich sagen? Soll ich lachen, zittern?«

»Zittern wäre besser.«

»Vor Lavalle.«

»Ja.«

Sie stand auf, ging zum Fenster und schaute hinaus in die Dunkelheit, vor der sie sich plötzlich fürchtete, was sonst nie der Fall gewesen war. Jetzt aber rieselte es ihr kalt den Rücken hinab, und das hatte nur etwas mit diesem verdammten Lavalle zu tun, dieser Kunstfigur, die angeblich gelebt hatte.

Gegenüber standen Einfamilienhäuser. Vom Schlafzimmerfenster aus schaute sie gegen die Rückseiten, wo die Besitzer ihre Gärten angelegt hatten. Dort wuchsen die Sträucher, die Bäume, die bereits frisches Grün erhalten hatten und die sich im Nachtwind bewegten. Der Nachtwind fuhr hinein, bewegte die Blätter, spielte mit den Zweigen, drückte sie nach unten, so daß sie Schatten warfen, die wie dunkle Wesen aus einer fremde Welt über den Boden huschten, als wären sie auf der Suche nach irgendeiner Beute.

Rita fror.

Da hörte sie ein Geräusch.

Von der linken Seite her rollte ein Wagen heran. Seine Scheinwerfer erinnerten sie plötzlich an böse Augen. Sie konnte sich vorstellen, daß dieses Auto vor ihrer Haustür hielt und Lucien Lavalle ausstieg. Sie kannte ihn, denn sie hatte ebenfalls in dem Buch geblättert, außerdem betrieben sie und ihr Mann das Geschäft gemeinsam.

Sie hatte ihn als großen, kompakten Menschen in Erinnerung, als einen hünenhaften Schwarzen, dem der Zeichner nur Muskeln und Sehnen gegeben hatte und Augen, in denen der böse Blick wohnte.

Der Wagen rollte vorbei…

Rita atmete auf - und schrak zusammen, als sie Reinholds Hand auf der rechten Schulter spürte. Sie drückte sich nach hinten und lehnte sich gegen ihren Mann.

»Ist das wirklich wahr?« hauchte sie.

»Ja, es stimmt.«

»Weißt du eigentlich, daß du mir damit Furcht eingejagt hast, Reinhold?«

»Das wollte ich nicht.«

»Aber es ist gut, daß du mir davon erzählt hast. Ja, das ist wirklich gut gewesen.«

»Weshalb?«

»Ich kann es dir nicht sagen. Vielleicht sind wir zu zweit stärker als allein.«

»Gegen Lavalle?« fragte er skeptisch.

»Warum nicht?«

Er gab keine Antwort. Für eine Weile standen sie schweigend zusammen und schauten in die Dunkelheit. Dann sprach Rita wieder. »Woher weißt du denn, daß er hier ist?«

»Er hat es mir gezeigt.«

»Du hast ihn gesehen?« Ihre Stimme klirrte. Sie ärgerte sich selbst darüber und auch über ihre Verkrampfung.

»Nein, das nicht, aber er hat Zeichen hinterlassen. Untrügliche Beweise dafür, daß er etwas vorhat und daß wir nicht würdig sind, seine Bücher zu besitzen, geschweige denn, sie zu verkaufen. Damit müssen wir uns nun einmal abfinden.«

»Ich möchte die Beweise sehen.«

»Lieber nicht«, sagte er leise.

Rita stampfte mit dem Fuß auf. »Doch, verflixt, die will ich jetzt sehen. Du sollst sie mir zeigen. Bisher kann ich nur glauben, aber glauben heißt nicht wissen.«

»Ja, das stimmt.«

»Und weshalb willst du sie mir dann nicht zeigen?«

»Aus Gründen der Sicherheit.«

»Papperlapapp, komm jetzt!« Rita drehte sich, umfaßte den Arm ihres Mannes und zog ihn mit auf die Tür zu.

Sie hatten ihr Geschäft woanders, aber die Waren, die sie zur Roman- und Comicbörse mitnehmen wollten, standen in Kisten verpackt im Keller des Mietshauses. Es war ihnen gelungen, von einer älteren Nachbarin den geller zu mieten, so daß sie auch hier den nötigen Lagerraum besaßen. Ein Freund, Ewald Fehlau, bekam immer feuchte Augen, wenn er als eifriger Sammler den Keller durchstöbern konnte und daran dachte, daß sein eigener für seine umfangreiche Sammlung viel zu klein war. Ewald galt in der Branche als einer der besten Comic- und Romanszenenkenner Deutschlands.

Beide zogen sich in der viereckigen Diele ihre Mäntel über. Das Deckenlicht ließ ihre Gesichter gelb und ungesund erscheinen, und so fühlten sie sich auch.

Reinhold nahm den Schlüssel mit. Im Treppenhaus war es still. Die Stufen bestanden aus Stein, da knackte oder arbeitete nichts, als sie nach unten schlichen.

Reinhold ging vor, und beide kamen sich ein wenig vor wie Diebe im eigenen Haus.

Im Keller roch es immer faulig. Es war zudem feucht. Manchmal tropfte sogar Wasser von den Wänden, deren Kalkschicht an zahlreichen Stellen gelbe Schimmelflecken zeigte.

Die Lampe unter der niedrigen Decke war noch vergittert. Ihre beiden Keller lagen ganz hinten, wo es mehr nach Kartoffeln roch. Zwei Vorhängeschlösser sicherten die Türen.

Reinhold schloß auf. Rita stand bei ihm und hatte die Arme um ihren Körper geschlungen, als wollte sie sich selbst wärmen.

Der Schlüssel kratzte im Schloß. Ein kurzer Ruck, die Tür war nicht mehr verschlossen, und Reinhold zog sie auf. Vor seiner Frau betrat er den Keller.

Hier herrschte Ordnung, obwohl sich zahlreiche Kartons übereinander stapelten, aber sie alle waren geordnet und von ihm beschriftet worden, so daß es später kein Durcheinander geben würde, wenn im Goldsaal neben der Westfalenhalle aufgebaut wurde.

Seine Lippen zuckten, aber sie zeigten kein Lächeln. »Soll ich dir ehrlich etwas sagen, Rita?«

»Bitte.«

»Ich habe Angst. Ich habe plötzlich eine verdammte Angst bekommen. Und du wirst auch gleich sehen, weshalb ich das sage. Komm mit.« Er ging an den Kartons vorbei zu einer alten Kommode, die mit mehreren breiten Schubladen ausgerüstet war.

»Dann willst du das Buch nicht mitnehmen?« fragte Rita.

»Nein, das nicht. Ich lasse es hier. Die Comics habe ich sicherheitshalber eingepackt.«

»Ist mit ihnen nichts passiert?«

Reinhold hatte beide Hände um die Eisengriffe der Schublade gelegt und zog daran. Das Holz quietschte, die Lade ruckte, es dauerte eine Zeit, bis er sie aufgezogen hatte.

Zerfledderte alte Hefte ohne Umschlag befanden sich dort. Viele steckten in Plastiktüten, denn sie gehörten zu den Schätzen des Händlers, auch wenn einige von ihnen keinen Umschlag mehr besaßen. Doch viele davon waren sehr alt und begehrte Sammlerstücke, und Reinhold wollte sie nur noch aufarbeiten.

Sehr vorsichtig schob er die bunten Comics zur Seite, um das eigentliche Buch hervorzuholen.

»Da ist es ja«, sagte Rita. Ihre Stimme sollte locker klingen, was ihr aber nicht gelang.

Reinhold hielt ihr das Buch hin. »Da, schaut es dir an.«

Sie runzelte die Stirn. »Du willst es mir in die Hand geben?«

»Ja, bitte.«

Sie nahm es vorsichtig entgegen. Es war kein dickes Buch, besaß aber einen festen Kartonumschlag, der zum Inhalt des Buchs paßte, denn er war pechschwarz.

»Und jetzt?« fragte sie.
Reinhold hob die Schultern. »Schlage es auf, bitte.«
»Das ist…«
»Mach schon!«
Rita tat es. Sie war stumm geworden und ärgerte sich über sich selbst, daß sie zitterte. Sie schlug das Buch auf - und zuckte zurück, als ihr eine Wolke aus Staub oder Asche entgegenwirbelte, denn die Seiten, aus denen sich das Buch einmal zusammengesetzt hatte, waren nur mehr verkohlte und verbrannte Reste.
Zumeist waren sie in der Mitte und am Längsrand zerfressen, abgekohlt, schlecht verbrannt.
»Das begreife ich nicht…«
»Ich auch nicht, Rita.«
»Wer hat das getan - du?« Im nächsten Moment bereute sie ihre Frage, denn Reinhold schaute sie mit einem Blick an, als wollte er sie im nächsten Augenblick auffressen.
»Er war es.«
»Lavalle.«
Sie überlegte und blätterte vorsichtig weiter, ohne es richtig mitzubekommen. »Woher weißt du das denn?«
»Er hinterließ mir eine Nachricht.«
»Wann und wo?«
Reinhold deutete mit dem Zeigefinger auf das Buch. »Darin steht die Botschaft.«
»Aber das Papier ist verbrannt.«
Er lächelte kantig. »Nicht ganz, denn die beiden Umschlagkartons sind vorhanden. Schau mal auf die Innenseite der Rückseite. Da wirst du es sehen, Rita.«
»Schlimm?«
Er hob die Schultern, war nervös geworden, kaute auf der Unterlippe und wartete darauf, daß seine Frau das Buch umdrehte und sich die Innenseite des Rückumschlags anschaute.
Ihr Gesicht entgleiste, dann vereisten die Züge. Mein Gott, ihr Mann hatte nicht gelogen.
Auf der Innenseite des Deckels zeigte sich eine bösartige Fratze mit offenem Maul, die zuvor nicht dagewesen war. Aber das Gesicht gehörte Lucien Lavalle, und aus dem rechten Mundwinkel sickerte ein dünner Blutstreifen hervor, der sich weiter unten zu Buchstaben formierte, die wiederum Worte bildeten.
*Ich hole euch!*

***

Rita Wedekind hatte sich so erschreckt, daß ihr das Buch aus den Händen rutschte. Im letzten Augenblick konnte es Reinhold noch

auffangen, gab aber keinen Kommentar, sondern wartete darauf, daß seine Frau etwas sagte, die dazu nicht in der Lage war.

Statt dessen ging sie so weit zurück, bis sie gegen die Kartons stieß und stehenblieb.

Sekundenlang waren nur die Atemzüge der beiden Menschen zu hören. Rita spürte den Schweiß auf ihren Handflächen und wischte sie automatisch an dem hastig übergestreiften Mantel ab.

»Weißt du jetzt Bescheid?«

Sie nickte.

Reinhold drehte sich um und verstaute das Buch wieder in der Lade. Bevor er sie zuschieben konnte, hörte er, Ritas Frage. »Aber woher weißt du, daß er schon hier ist?« fragte sie flüsternd.

»Das habe ich gespürt.« Er senkte den Kopf und schaute auf die bunten Comics. »Ja, das habe ich gespürt. Er ist da, er ist in meinen Gedanken, denn er will mich auf einen schrecklichen Tod vorbereiten. Er wird kommen, weil wir das Buch nicht haben durften, und er wird sich furchtbar rächen. Er wird… er wird… verdammt, er will mich zerreißen, aus mir eine Masse toten stinkenden Fleisches machen, das hat er mir mitgeteilt. Ihn kann niemand stoppen, denn Lavalle ist ein *Bocor*, ein verdammt mächtiger Voodoo-Priester, der sich mit dem Alten, mit dem absolut Bösen verbündet hat, wie es ja auch in diesem Buch zu lesen war. Ich hatte gehofft, daß es gelogen hätte, aber das ist nicht der Fall gewesen. Alles stimmt, alles entspricht den Tatsachen. So, nun weißt du es.«

»Ja«, hauchte Rita, »jetzt weiß ich Bescheid. Und ich frage mich, was wir tun sollen.«

Reinhold hob die Schultern. »Nicht zur Börse gehen?«

»Gäbe das einen Sinn?«

»Keine Ahnung.« Er schloß die Lade und drehte sich um. »Auf der Börse wären wir in einer relativen Sicherheit. Ich glaube nicht, daß er sich unter die zahlreichen Besucher traut.«

»Ja, da hast du recht. Aber hast du denn eine Ahnung, wann er kommen könnte?«

»Nein, bisher hat er nur seinen Geist vorgeschickt. Das kann morgen oder übermorgen sein, aber auch erst in der nächsten Woche. Ich weiß überhaupt nichts.«

Rita atmete tief durch. Es war kalt im Keller, doch jetzt schwitzte sie, und es war die heiße Angst, die ihr den Schweiß aus den Poren trieb. Was sollten sie tun?

Sie wußte es nicht. Was immer sie auch unternahmen, es würde falsch Sein, denn gegen diesen mächtigen Feind kamen sie nicht an. Es blieb ihnen wohl nichts anderes übrig, als sich aufs Sterben vorzubereiten…

***

Das Ding war schnell, so verflucht schnell, ein bösartiges Etwas, ein mit Magie gefüllter Aal, vom Teufel oder einem anderen Dämon geschickt, der nur darauf gelauert hatte, töten zu können.

Warum er nicht geflohen war, wußte ich auch nicht. Vielleicht war sein Blutdurst noch nicht gestillt, jedenfalls jagte er auf mich zu, und ich sah nur mehr sein Maul, eine widerliche Öffnung mit scharfen Zähnen, und die silbrig funkelnden Augen darüber.

Wenn dieses Gebiß deine Kehle zu fassen bekommt, bist du erledigt! schoß es mir durch den Kopf, während ich mich nach rechts warf, um aus der unmittelbaren Gefahrenzone zu gelangen und auch darauf hoffend, daß dieses Wesen seine Richtung nicht änderte. Was es anrichten konnte, hatten wir bei den beiden Toten gesehen.

Es wischte vorbei.

Hautnah, mit dem Unterteil des Körpers peitschend, als wollte es sich den nötigen Schwung geben.

Die Berührung spürte ich am Bein, da strich etwas über meine Hose hinweg. Ich rollte mich weiter, hörte Suko fluchen, aber keinen Schuß aus seiner Beretta, weil das Wesen doch zu schnell war, und wollte schon aufatmen, als es mich zuletzt erwischte.

Den Schlag bekam ich am rechten Fuß mit. Dann biß sich etwas fest, ein Ruck, ich richtete mich auf, trat zu, aber da hatte das Wesen mich bereits losgelassen.

Meine Augen weiteten sich. Zwischen den mächtigen Reißzähnen klemmte etwas Schwarzes. Im ersten Moment konnte ich damit nicht viel anfangen, bis ich aufstand und Mühe mit dem Gleichgewicht hatte, weil mein rechtes Bein kürzer war als das linke.

Ich hatte den Absatz verloren. Er war mir kurzerhand abgerissen worden, einfach weg.

Suko war schon an der Tür. Von dem aalartigen Teufel sahen wir beide nichts mehr. Ich erfuhr, daß der Aal aus dem Zimmer und die Treppe hinabgehuscht war.

Er war schneller als wir, und wir ließen uns wenige Sekunden Zeit, um miteinander zu reden.

»Ich habe es nie gesehen«, sagte Suko.

»Okay. Wo kommt es her?«

»Keine Ahnung.«

»Voodoo?«.

»Vielleicht.«

Ich ging zur Treppe. Es war komisch, nur einen Schuhabsatz beim Laufen zu haben.

An der obersten Stufe blieb ich stehen und ließ meinen Blick über die Kanten gleiten.

Es war noch da.

Vor der Treppe hockte es, hatte sich aufgerichtet, glotzte uns aus den

sprühenden Silberaugen an und zeigte uns plötzlich, daß es sich auch verwandeln konnte.

Eine lange Zunge schnellte aus dem Maul hervor. Gleichzeitig blähte sich der Körper, als hätte jemand mit einer Pumpe Luft in ihn hineingedrückt. Auch die Haut blieb nicht mehr so ölig und schwarz, sie zeigte jetzt ein Schuppenmuster, das in grünlichen Farben schimmerte. Ein langer Schwanz fuhr kratzend über den Fußboden, und eine Alligatorenschnauze klappte auf und zu.

Suko feuerte.

Der Schuß dröhnte durch das Haus, auch ich setzte eine Kugel nach, aber der verfluchte Winkel war zu ungünstig, außerdem herrschte Zwielicht, und beide Kugeln fehlten.

Das Wesen aber machte sich klein, wobei es sich gleichzeitig zur Seite drehte.

Es floh.

Und wieder war es verdammt schnell. Es wirbelte um die Treppe herum, wir hörten für einen Moment nichts, dann war nur das Poltern zu vernehmen, das unsere Tritte hinterließen, als wir die Treppe nach unten stürmten.

Zufällig schaute ich nach rechts.

Schattenhaft und kaum erkennbar wischte ein zweites Wesen durch den Flur. Wie ein dicker Turbowurm, der seinen Nachbrenner eingeschaltet hatte.

Weg war es!

»Verdammt, da ist noch eines!«

Suko hatte sich bereits von mir entfernt. »Wo?«

»Jetzt ist es weg!«

»Mist!«

Beide rannten wir dorthin, wo wir das Wesen zuletzt gesehen hatten. Unsere Lampen bewegten sich in den Händen. Dementsprechend hüpften auch die langen Lichtfinger.

Im Hintergrund des Hauses oder an seiner Rückseite war nichts. Keine Tür mehr, kein Raum, nur noch dieser verdammte Bretterboden, der aber plötzlich aufhörte, obwohl wir noch nicht die Grenze des Hauses erreicht hatten, denn an der Rückseite hatte der Besitzer einen kleinen Anbau geschaffen. Übergangslos gingen wir in ihn hinein. Es war ein Schuppen. Holzlatten bildeten die Wände. Zwischen ihnen schimmerten Lücken, durch die der Wind pfiff.

Das interessierte uns nicht, denn etwas anderes war viel wichtiger, obwohl es harmlos aussah.

Ein Loch im Boden!

Nicht sehr groß. Der Durchmesser besaß ungefähr die Länge eines halben Männerarms, aber dieses Loch war ungemein wichtig. Es war praktisch das Zentrum.

Um die Öffnung herum standen einige Schalen und kleinere Tiegel. Wir sahen auch mit bunter Kreide gemalte Zeichnungen, die uns im Moment nicht interessierten, weil wir die Umgebung ausleuchteten, um nach den beiden Wurmwesen Ausschau zu halten.

Sie waren verschwunden.

Suko leuchtete gegen die Öffnung. »Es gibt keine andere Möglichkeit, John. Sie müssen da hineingesprungen sein.«

Ich nickte und bückte mich, weil mich die nähere Umgebung des Lochs interessierte. Suko hielt mir dabei den Rücken frei, so daß ich mich ungestört um die Dinge kümmern konnte, die auf den ersten Blick fremd für mich waren.

Aber nur auf den ersten Blick.

In den Schalen und Tiegeln waren weißes Mehl, rotes Ziegelpulver, pulverisierte Holzkohle und ein Gemisch, das mir nichts sagte, aber irgendwie aussah, als hätte jemand getrocknete Wurzeln zerdrückt.

Zwischen den Zahlen waren die ungewöhnlichen Muster auf den Boden gemalt worden.

Ich saß davor und überlegte. Ich wußte, daß sie einen bestimmten Namen hatten, kam aber nicht darauf.

Suko war meine Haltung aufgefallen. Er merkte auch, wie stark ich nachdachte.

»Das ist Vèvès«, sagte er.

»Richtig.«

Vèvès waren bestimmte Muster und Zeichnungen, die vor einer großen Voodoo-Beschwörung auf den Boden gemalt wurden, um die Aufmerksamkeit der Dämonen auf dieses Ritual zu lenken. Ein Vèvè mußte freihändig gezeichnet werden. Es gehörte viel Wissen dazu, es überhaupt entstehen Zu lassen, und wer es konnte, der gehörte bereits zu den Auserwählten, denn zur Schaffung gehörte ein geübtes Auge, eine ruhige Hand und viel Geduld.

Diese Muster waren sowohl für die eine als auch für die andere Seite interessant. Da wir es bei Lavalle aber mit einem *Bocor* zu tun hatten, mit einem Schwarzen Priester also, hatten ihm die Vèvès das Tor zu einer finsteren Welt geöffnet.

Und diese Welt lag vor uns. Wir brauchten nur in dieses Loch zu schauen.

Es war nicht einmal tief. Nicht tiefer als eine Armlänge. Der Boden zeigte eine konische Form, und er war bedeckt, jedenfalls sahen wir einen leichten Glanz, der schimmerte wie geronnenes Fett.

Suko und ich schauten uns die Vèvè an.

Viel konnten wir mit den Mustern und Zeichnungen nicht anfangen. Wahrscheinlich stand jedes für einen bestimmten Dämon, der angerufen werden sollte, damit er etwas von seinen Kräften abgab und sie auf den *Bocor* verteilte.

Wir knieten vor der Öffnung und schauten uns an. Suko deutete ein leichtes Nicken an. »Ich schätze, daß sie aus der Tiefe gekommen sind. Da haben sie geleuchtet.«

»Kann sein.«

Er strahlte in das Loch. Am Boden bewegte sich nichts, aber es geschah trotzdem etwas Seltsames, denn wir beide hatten das Gefühl, als würde der Lampenstrahl sehr tief reichen und dem Mittelpunkt der Erde entgegenstoßen.

War es der Zugang zu einer anderen Dimension, die noch offen lag? Wir sprachen flüsternd darüber, stimmten in unserer Meinung überein und kamen zu dem Entschluß, den Eingang zu schließen.

»Willst du das Kreuz nehmen?«

In meinen Augen lag ein harter Glanz. »Ja, ich werde es damit versuchen.«

»Okay.«

Ich legte die Lampe neben das Loch. Mit den Fingerspitzen streifte ich noch über die Zeichnung hinweg und bekam deshalb rötliche Kuppen. Ich wischte sie ab und schaute auf mein Kreuz, das ich an der Kette festhielt, und das über der Öffnung baumelte.

Es schwang leicht hin und her. Obwohl es nicht angeleuchtet wurde, warf es schwache Reflexe.

Auch ein Zeichen, daß es das Böse spürte, das sich hier verbarg.

Wie erwähnt, es war nicht sehr tief. Wenn ich den Arm senkte, würde das Kreuz den Grund mit der öligen Schicht bestimmt berühren.

Ein wenig komisch war mir schon zumute, als ich den Versuch startete. Ich wußte ja nicht, was hier geschehen war und welche finsteren Gottheiten Lavalle aktiviert hatte. Hinter diesem Voodoo-Zauber und seiner finsteren Macht stand ein ganzes Pandämonium mächtiger, grausamer Wesen, die beschworen werden konnten, dann in andere Welten eindrangen und einen kaum beschreibbaren Schrecken hinterließen.

Um alle zu beschwören, hätte es noch weiterer Vèvès bedurft, diese hier waren sicherlich nur auf die Wurmwesen konzentriert, und sie hatten es geschafft, den Weg für sie freizumachen.

Das Kreuz sank tiefer.

Plötzlich begann es zu zittern, als würden kleine Gewichte an ihm hängen, die es nicht nur in die Tiefe zerrten, sondern versuchten, es in Pendelbewegungen zu versetzen.

Ich ließ mich davon nicht beirren.

Meine Hand blieb so ruhig wie möglich.

Das Kreuz war ein starker magischer Pol. Er hatte Kraft, es verstrahlte die Macht des Guten, und was immer auch in der für uns nicht sichtbaren Tiefe lauerte; es war da, und es versuchte auch, sich dagegen zu wehren und zu stemmen.

Das Kreuz bekam Gegendruck, den auch ich spürte. Das Zittern setzte sich über die Kette hinweg bis zu meiner Hand fort, was mir gar nicht gefiel, weil ich das Gefühl bekam, die Kraft des Voodoo unterschätzt zu haben.

Aber es sank weiter.

Ich gab nicht auf, ich wollte noch nicht die Formel sprechen, die mein Kreuz aktivierte, es mußte auch so reichen.

Auf den Grund des Lochs bewegte sich etwas. Diese ungewöhnliche, mattspiegelnde Masse lief ineinander, sonderte Schlieren ab, die sich zu neuen Mustern formten, die wiederum Figuren bildeten, als wollten sie vor der Kraft des Kreuzes flüchten, was ihnen nicht gelang.

Dafür fing der Boden an zu brodeln.

Er köchelte, er sonderte einen stinkenden Atem ab, der uns als beißender Rauch entgegenquoll, so daß wir die Köpfe zur Seite drehten, um nicht alles zu schlucken. Wir wußten auch nicht, ob der Rauch betäubende Essenzen enthielt, jedenfalls war er da, und im Loch selbst wollte das Zischen und Brodeln kein Ende nehmen.

Ich hielt den Atem an, weil ich doch etwas gesehen hatte.

Eine Tiefe.

Eine furchtbare Tiefe, unauslotbar, rötlich schillernd, sich dabei bewegend, als hätte ich einen Blick in die Öffnung eines Vulkans geworfen.

Die rote Masse kam mir unheimlich und gefährlich vor. Sie sah aus wie ein Höllenfluß; sie kochte, sie brodelte, und es war mein Kreuz, das dagegen ankämpfte. Plötzlich lösten sich von den verschiedenen Enden Blitze, ohne daß ich es extra hätte aktivieren müssen.

Und sie trafen.

Das Loch blieb, aber die Blitze erwischten die rote Flüssigkeit. Sie stachen in die höllische Magma ein.

Ein Schrei erklang.

Ein furchtbarer Laut aus den Tiefen eines für mich fremden Universums, ein Röhren und Schreien zugleich, das kaum zu beschreiben war. Es klang, als würde jemand Luft holen und sie gleichzeitig wieder ausstoßen. So furchtbar, aber auch quälend und leidend, als wüßte diese Welt, daß ihre Existenz vorbei war.

Und sie war vorbei.

Mein Kreuz schloß das Loch!

Noch einmal kämpfte es dagegen an. Es wühlte sich förmlich auf, es schleuderte mir etwas entgegen, das wie eine lange, dunkle Fontäne aussah oder wie ein schwarzer Schwanz irgendeines Ungeheuers.

Dann war es vorbei!

Der Schrei erstickte, als hätte man den Schlamm in ein weit geöffnetes Maul gedrückt.

Ende…

Ich zog das Kreuz zurück. Nur mehr dünne Rauchreste durchzitterten die Luft, aber von einer Gefahr aus der Tiefe des Lochs und von der schimmernden Oberfläche war nichts mehr zu sehen. Wir hatten es geschafft und diesen Zugang zerstört.

»Gut«, sagte Suko und richtete sich auf. »Den Weg wird Lavalle nicht mehr nehmen können.«

»Du sagst es.«

Wir umstanden das Loch, das an seinem Grund mit normaler Erde aufgefüllt war. Der Eingang zu den höllischen Voodoo-Reichen war durch mein Kreuz geschlossen worden.

Suko zerstörte die Vèvès, indem er die Zeichnungen mit seinen Schuhsohlen zerrieb, dabei nickte er mir zu. Auf seinem Gesicht lag sogar ein Lächeln. Er war froh, daß es diese Stelle nicht mehr gab.

»Lavalle wird Ärger bekommen«, sagte ich.

»Bestimmt. Und seine kleinen Diener ebenfalls. Sie können nicht mehr zurück.«

»Dann werden sie morden.«

»Falls wir sie nicht zuvor erwischen.«

Ich war skeptisch. »Wo, Suko? Und wo steckt Lavalle? Wir haben ihn bisher nicht zu Gesicht bekommen. Er wird sich irgendwo im Hintergrund aufhalten und nur beobachten.«

»Bestimmt nicht hier im Haus.«

»Trotzdem weiß er Bescheid.«

»Ich bin dafür, daß wir diese ungastliche Stätte verlassen, Alter. Laß uns mal hinausgehen, das Haus durchsuchen. Vielleicht finden wir einen Hinweis auf Lavalle.«

»Wäre toll.«

Ihn selbst sahen wir in der nächsten Viertelstunde nicht. Wir bewegten uns trotzdem sehr vorsichtig, denn wir rechneten auch jetzt noch mit einem Angriff dieses aalartigen Geschöpfs. Zudem konnte ich mir nicht vorstellen, daß diese magischen Wurmwesen allein gewesen waren. Sicherlich hatte es noch weitere Artgenossen, die sich in einem Haus wie diesem so herrlich verkriechen konnten.

In der oberen Etage war es Suko, der eine schmale Tür aufzerrte. Dahinter lag zwar ein Raum, aber er war so klein, daß er nur mehr die Ausmaße einer Besenkammer besaß.

Sie reichten aus, um die persönliche Habe des Lucien Lavalle aufnehmen zu können.

Kleidung hing an in die Wand geschlagenen Nägeln. Auf einem schmalen Regal standen zahlreiche Flaschen nebeneinander, die mit irgendwelchen Pülverchen gefüllt waren. Das Zeug schimmerte in allen möglichen Farben. Vom hellen Weiß bis zum tiefen Violett.

Ich wäre fast über einen Karton gestolpert. Er war etwas von der Wand weggezogen worden und stand deshalb im Weg.

Den Deckel konnte ich leicht abheben. Ich leuchtete den Inhalt an, der aus einigen Büchern und bunten Comic-Heften bestand.

Wieso Comics?

Ich nahm eines hoch und drehte es herum, so daß mein Blick auf das grellbunte Titelcover fallen konnte.

Da sah ich Lavalle.

»Das ist er ja!« flüsterte Suko, der mir über die Schulter hinweg zugeschaut hatte.

Lavalle sah schrecklich aus. Zumindest war er schrecklich gezeichnet worden. Er zählte zu den dunkelhäutigen Menschen, und sein muskulöser Körper war bis auf einen Lendenschurz nackt. Er stand in einer nach hinten gebeugten Haltung, hatte auch den Kopf in den Nacken gelegt und das Gesicht zu einer starren Maske verzerrt. Es sah aus, als hätte jemand eine dünne Haut über die Knochen hinweggezogen und sie mit einer braungrauen Farbe bestrichen. Der Mund stand weit offen, er würgte irgend etwas hervor, das ich nicht identifizieren konnte, und die Augen waren als verdrehte, weiße Kugeln gezeichnet worden, wobei kein einziges Haar auf dem runden Schädel wuchs. Ebenso waren auch keine Augenbrauen vorhanden.

Die Arme hielt er gespreizt, die Hände halb gekrümmt. Und zwischen seinen Fingern hielt er zwei Menschen, die er brutal zerdrückte. Sogar die Gesichter der Menschen waren gezeichnet worden, und der Künstler hatte es geschafft, all den Schmerz und die Angst in die Züge zu legen.

Suko runzelte die Stirn und räusperte sich, als ich das Heft sinken ließ. »Es gibt sogar ein Comic über ihn. Das hätte ich nicht gedacht, zum Teufel!«

Ich hob die Schultern. »Möglicherweise sogar mehr als ein Heft. Vielleicht sogar eine ganze Serie.«

»Und dann?«

»Kannst du mir sagen, wie es zusammenhängt?«

»Nein.«

»Ich weiß es auch nicht.«

Suko wollte mehr erfahren und wühlte in dem Karton herum. Als er fündig wurde, kündete er dies durch einen leisen Ruf an, kam wieder in die Höhe und drehte sich mir zu.

In seiner Hand sah ich ein kleines Paket, nicht größer als ein Stück normales Schreibmaschinenpapier. Das Paket war gelb eingefärbt. Schwarze Schrift wies auf eine Fachmesse hin, auf eine Roman- und Comicbörse, die in Germany, in Dortmund, stattfinden sollte. Und zwar in zwei Tagen, an einem Sonntag.

»Nun?« fragte Suko.

Ich sagte nichts, brachte mein Gesicht nur näher an das Fundstück heran, weil ich an seinem unteren Rand etwas entdeckt hatte, das

nicht zum normalen Text gehörte.

Es war eine handschriftliche Notiz, und als ich sie halblaut vorlas, jagte sie mir Furcht ein.

»Ich werde diejenigen töten, die sich meiner zu Unrecht bedienen. Die mit mir Geschäfte machen. Sie werden es zu spüren bekommen…«

Suko schaute mich an. Leise wiederholte er die Worte. Dann fragte er: »Kannst du dir vorstellen, daß wir Lavalle in Dortmund finden?«

»Sicher.«

»Und du kennst die Stadt?«

Ich lachte auf. »Und ob ich sie kenne. Da brauche ich nur an die Grufties und den Teufelsfriedhof zu denken. Und auch an die Geschichte mit dem englischen Soldaten.«

»An der Westfalenhalle findet das statt«, murmelte Suko. »Das muß ja leicht zu finden sein.«

Ich winkte ab. »Kein Problem.«

»Und warum will er dorthin?«

»Frag ihn selbst.«

Suko verzog die Lippen. »Du machst mir Spaß, aber Lavalle selbst ist kein Spaß. Kannst du dir vorstellen, an was ich denke?«

»Wahrscheinlich an dasselbe wie ich. An die beiden Toten, die schrecklichen Wunden in ihren Körpern. Stell dir vor, Lavalle macht die Reise nicht allein. Stell dir weiterhin vor, er nimmt seine kleinen Killeraale mit…«

»Hör auf!«

»Damit müssen wir rechnen. Sie werden Beute über Beute bekommen. Ich kann mir gut vorstellen, daß eine derartige Roman- und Comicbörse immer voll ist. Es gibt ja Hunderte von Fans und Sammler, die sich da mal umschauen wollen. Und dazwischen Lavalle als Rächer, der seine Killer mitgebracht hat.«

»Wir müßten ihn vorher stellen, John. Ich glaube fest daran, daß er die Reise noch nicht angetreten hat. Der hält sich hier irgendwo in oder um London herum auf.«

Ich verzog die Lippen. »Willst du ein Comicbild als Fahndungsfoto anbieten?«

»Kennst du einen besseren Weg?«

»Nein, aber die Kollegen würden uns auslachen. Die sind einiges von uns gewohnt, das aber kriegen wir nicht durch.«

Suko nickte bekümmert. »Ich befürchte es auch, John.«

»Dann werden wir hier unsere Zelte abbrechen und sie in Dortmund wieder aufschlagen.«

Suko hatte noch Bedenken. »Hoffentlich ist Sir James diese Spur nicht zu wenig.«

Ich sprach dagegen. »Wenn er die Fotos der Leichen sieht, wird er anders denken müssen. Dann wird ihm klar sein, daß wir jede Chance

nutzen müssen.«
»Finde ich auch.«
Wir durchsuchten die Kammer noch genauer, ohne jedoch weitere Hinweise auf Lucien Lavalle zu finden. Einigermaßen zufrieden verließen wir den kleinen Raum und gingen durch das stille Haus.
Für mich war es ein besonderes Haus, denn hier hatte jemand geschafft, mit den finstersten Voodoo-Göttern Kontakt aufzunehmen, und ich war froh darüber, daß wir dieses finstere Tor für alle Zeiten hatten schließen können.
Nur waren die Wesen, die durch das Tor geschlüpft waren, leider noch immer frei.
Wie auch Lavalle.
Vor der Haustür blieben wir stehen und sprachen darüber, daß wir die Kollegen alarmieren mußten.
»Ich mache das«, sagte Suko und zog die Tür auf.
Da hörten wir den Wagen.
Seine Geräusche drangen durch die nächtliche Dunkelheit. Sie übertönten auch das Rauschen der Themse.
Suko stieß einen Fluch aus, bevor er den Namen des Voodoo-Mannes hervorpreßte.
Dann rannte er.
Ich blieb ihm dicht auf den Fersen. Wer immer da geflohen war, wir konnten ihn noch einholen, denn zunächst mußte er auf einer bestimmten Straße bleiben.
Nein, wir holten ihn nicht mehr ein. Unser Rover stand zwar noch dort, wo wir ihn verlassen hatten, aber er sah aus, als wäre er tiefer gelegt worden.
Suko schlug mit der flachen Hand auf das Dach, bückte sich und deutete auf die Reifen.
Sie waren zerfetzt - alle vier. Nicht nur einfach hineingestochen, sie sahen aus, wie von scharfen Reißzähnen zerbissen. Wer dafür die Verantwortung trug, lag auf der Hand.
»Er hat sich gerächt«, flüsterte Suko. »Er hat uns tatsächlich noch einen verdammten Streich gespielt.«
»Diese sind zum Glück harmlos.« Ich öffnete die Fahrertür, hängte mich ans Telefon und tätigte zwei Anrufe.
Zunächst scheuchte ich die Kollegen unserer Yard-Mordkommission auf, die nicht sonderlich begeistert waren - eigentlich wie immer -, dann telefonierte ich mit Sir James.
Ich erwischte ihn nicht im Club, sondern in seinem Haus. Als er meine Stimme vernahm, war er sofort hellwach. »Sie rufen nicht grundlos an, John.«
»Das stimmt.«
»Und was ist geschehen?«

Er war auch zu dieser Zeit ein geduldiger Zuhörer. Ich konnte ihn mir richtig vorstellen, wie er im Bett saß und allmählich anfing zu kochen. Nur mühsam beherrschte er sich.

»Das ist es dann gewesen, Sir!«

»Dann finden Sie Lavalle.«

»Die Spur führt nach Dortmund.« Er schwieg, wollte wissen, ob wir sicher waren, und ich gab ihm eine ehrliche Antwort.

»Nicht hundertprozentig. Viel fehlt aber nicht bis zu dieser Schallgrenze.«

»Dann fahren Sie. Wann beginnt diese Börse?«

»Übermorgen - Sonntag.«

»Na, dann haben Sie Zeit genug. Das heißt nein, wir haben schon Samstag.«

»Eben, Sir. Und heute möchten wir beide noch fliegen, wenn es sich machen läßt.«

»Meinen Segen haben Sie.«

»Danke, Sir…«

***

Peter Köhler, seine Verlobte und auch seine Eltern, die ihn unterstützten, gehörten nicht zu den ersten, die sich bereits am frühen Sonntagmorgen auf dem Parkplatz vor dem Goldsaal an der Westfalenhalle einfanden. Kalter Wind umwehte sie und die schlanke Figur des Fernsehturms, der in diesem Jahr den Mittelpunkt der Bundesgartenschau bildete. Und wegen dieser Bundesgartenschau war es schwer, in Dortmund freie Hotelzimmer zu finden.

Auch Heidi Köhler war pünktlich. Sie hatte noch Romane geholt und sie in ihren Wagen gepackt.

Die von weit her angereisten Händler hatten es sich bequem gemacht. Einige frühstückten, schlürften ihren Kaffee, unterhielten sich und waren froh dabei, als sie den Initiator der Börse schon so früh am Morgen sahen.

»Wann können wir aufbauen?« fragte jemand, der aus Linz gekommen war.

»Ich hole nur die Schlüssel.«

»Gut.«

Peter Köhler verschwand und kam kurz darauf mit einem Offiziellen zurück. Der Mann gehörte zur Wach- und Schließgesellschaft, trug eine graue Uniform und kam sich sehr wichtig vor.

Er schloß die beiden großen Türen des Goldsaals auf und klemmte sie fest. Mit feierlicher Geste überreichte er Peter Köhler einen Zweitschlüssel den dieser in der Hosentasche verschwinden ließ.

Es war noch sehr früh, sieben Uhr. Offiziell begann die Börse erst um elf Uhr.

Die ersten Stände wurden aufgebaut, da kümmerte sich Heidi Köhler bereits um die Kasse, da erschienen sehr bald die beiden Frauen, die den in den Räumen integrierten Restaurantbetrieb leiteten, wo man Getränke und einen Imbiß kaufen konnte, und da war Peter Köhler zusammen mit seiner Verlobten Angelika Umlauf schon voll in Action, denn sie kontrollierten die Händlerstände, damit sich auch jeder dort aufbaute, wo er zuvor gemietet hatte.

Kisten und Kästen wurden ausgepackt, auf die Tische gestellt. Immer mehr Händler trafen ein.

Peter Köhler stand im Durchgang zum zweiten Raum, wo sich auch eine Bühne befand.

Sie wurde während der Börse benutzt, denn dort sollten die Versteigerungen stattfinden und auch die Gewinnspiele, die man sich ausgedacht hatte. Die großen Händler hatten die Preise gestiftet. Aus Erfahrungen wußten sie und die Besucher, daß diese Unterbrechungen sehr gut ankamen.

Eine Stunde vor der offiziellen Eröffnung trafen die Wedekinds ein. Peter hatte sie zunächst nicht bemerkt - er war mit dem Ehepaar befreundet -, dann aber fiel ihm auf, wie verbissen sie aussahen, als sie ihre Tische aufbauten.

Er schlenderte zu ihnen hinüber.

»He, was ist los mit euch?«

Rita Wedekind stellte einen prall mit Romanheften gefüllten Karton ab. »Wieso? Was soll sein?«

Peter runzelte die Stirn. »Ich weiß auch nicht, aber ihr kommt mir irgendwie anders vor.«

»Möglich. Wir haben beide schlecht geschlafen. Das Wetter, weißt du.«

»Ah ja, sicher.«

Als er stehenblieb, wunderte sich Rita. »Glaubst du mir nicht?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

Peter schaute in die Runde. Für einen Moment hatte er Ruhe. Dann trat er dicht an Rita Wedekind heran. »Ich glaube dir deshalb nicht, weil ich die Angst in euren Gesichtern sehe. Ja, es ist die kalte Angst. Ihr seid so blaß, ihr seid…«

»Das bildest du dir ein.«

Reinhold schlenderte herbei. »Was habt ihr denn?«

Rita zwang sich zu einem kantigen Lächeln. »Peter ist der Ansicht, daß wir Angst haben. Wir würden jedenfalls so aussehen.«

»Ja, stimmt.«

Wedekind hob die Schultern. »Du bist ein guter Beobachter, mein Lieber.«

»Habt ihr denn Angst?«

»Ja.«
»Das wird schon laufen hier…«
»Das ist es nicht.«
»Sondern?«
»Peter, ich will dir was erzählen, du mußt zuhören, aber du wirst dich wundern, dich an den Kopf fassen, du wirst dich…«
»Herr Köhler?«
»Ja!« Peter drehte sich um. »Moment mal«, sagte er zu den Wedekinds, die sich wieder an ihre Arbeit begaben, da sie den Mann erkannt hatten, der mit Peter reden wollte. Er war ein Reporter.
Und wenn die einmal anfingen, ging Zeit drauf.
»Einen ersten Eindruck hätte ich gern von Ihnen. Glauben Sie, daß diese Börse ein Erfolg wird?«
»Und ob.«
»Gewaltiger als die anderen zuvor?«
»Auch das glaube ich, denn es haben sich mehrere neue Händler angesagt.« Peter schaute an dem Mann vorbei. Er stand ziemlich günstig und konnte durch die offenen Glastüren des Eingangs nach draußen sehen, wo ein Wagen vorfuhr mit der Aufschrift WDR.
Die Reporter wollten mit Interviews live in die Vormittagssendung gehen, und einige private TV-Sender hatten sich ebenfalls angesagt. Tele 5 und SAT 1 wollten ihre Reporter schicken, bei RTL wußte man es noch nicht genau.
Auch Ewald Fehlau erschien.
Er hatte seine Frau mitgebracht, auf deren Lippen ein leichtes Lächeln lag, das ihrem Mann galt und irgendwie schadenfroh wirkte, denn Ewald, der alte Tiger, hatte den gestrigen Abend und vor allen Dingen den Whisky doch nicht so gut überstanden.
»Du hast immer noch den leicht geröteten Hörder Weingartenstraßenblick«, erklärte Clara beim Eintreten. »Brauchst du noch etwas gegen deinen Kater? In der Nähe ist ein Hotel, ich kann dir da etwas holen.«
»Ja, ich brauche was.«
»Bitte, dann…«
Ewald hüstelte. »Aber das bekomme ich hier. Ein frisch gezapftes Dortmunder Actien-Bier. Kann auch Kronen sein oder Ritter. Jedenfalls muß es aus Dortmund stammen.«
Ewald war eben Lokalpatriot. Wer wie er, fast hundert Kilometer von Dortmund entfernt wohnte und dort nicht sein Bier bekam, der konnte einfach nicht anders.
»Dann schluck dir einen oder auch zwei. Und ich werde später noch mal reinschauen. Ich habe mich mit Roswitha verabredet. Wir werden etwas spazierengehen, auch zu Mittag essen und uns umschauen.«
»Viel Spaß.« Ewald hatte keine Augen mehr für seine bessere Hälfte,

weil ihn der Anblick der Romane und Comics fesselte. Es war nicht weit bis zur Theke, doch auf dem Weg dorthin wurde er mehrmals angesprochen, denn er kannte fast jeden hier.

Er begrüßte auch die Familie Köhler, mußte sich von Heidi eine Bemerkung über seinen momentanen Zustand anhören und bekam nur ihren Bruder Peter nicht zu fassen, denn der war wieder voll in Action. Mittlerweile waren auch die Türen geschlossen worden. Erst um elf Uhr wurden sie wieder geöffnet, doch schon jetzt erschienen die ersten Fans und schauten durch das Glas. Die meisten hatten Taschen und Tüten oder sogar Koffer mitgebracht.

Die Restauration lief. Als Ewald die Theke erreicht hatte, lächelte ihm die blonde Bedienung zu und sagte nur. »Ein Bier, wie?«

»Wieso? Sieht man das?«

»Ja.«

Ewald grinste breit. »Dann geben Sie mir mal ein schönes durchgezapftes, junge Dame.«

»Aber gern.«

Er bekam das Bier, hinter den Gläsern blinkten seine Augen, die sich dann im Entzücken verdrehten, als er den ersten Schluck genommen hatte und zufrieden war.

Erst danach gönnte er sich sein Pfeifchen, und dann ging es ihm richtig gut.

Andere Gäste sagten kurz »Hallo«, und Ewald, der ebenfalls eine große Sammlung zu Hause hatte, tätigte seine ersten Geschäfte, denn er konnte manchem Sammler dabei helfen, bestimmte Romane zu finden. Zudem besaß er in seinem Beruf als Redakteur auch die besten Beziehungen zu den anderen Verlagen.

Zehn Minuten vor elf Uhr erschien Reinhold Wedekind bei ihm. »Hi, Ewald, wie ist es?«

»Tja, wie soll's sein?« Er nahm sein zweites Bier entgegen. »Mir geht es gut.«

»Freut mich.«

Fehlau warf dem Dortmunder Händler einen prüfenden Blick zu. »Aber dir nicht, wie ich sehe.«

»Na ja…«

»Los, wo drückt der Schuh? Was hast du für Sorgen?« Zwischen den beiden Sätzen trank er einen Schluck.

»Ich habe Angst, daß hier etwas passiert.«

»Wieso denn? Wovor denn?«

»Vor einem Killer!«

»Ach!« Ewald Fehlau grinste, weil er alles noch für einen großen Scherz hielt. »Kennst du ihn denn?« Er hatte es aus Spaß gefragt und wunderte sich, daß er eine Antwort bekam.

»Ja, es ist Lavalle.«

Fehlau wiederholte den Namen einige Male. »Irgendwie kommt er mir bekannt vor.«

»Durch den Comic.«

Richtig. Ewald schlug zweimal auf die Theke. »Das ist ein Horror-Comic aus den Staaten. Es geht darin um einen bösen Voodoo-Priester, der durch Zauberei ein Pandämonium öffnet und all die Dämonen und Schreckenswesen in unsere Welt entläßt.«

»Stimmt genau.«

Zwei Züge an der Pfeife produzierten vier Rauchwolken, in, die Ewald hineinsprach. »Und davor hast du Angst, Reinhold? Das ist doch ein Witz! Du willst mich auf den Arm nehmen.«

»Nein.«

»Verstehe ich nicht.«

»Es gibt ihn wirklich.«

Ewald starrte zu Boden. Er saß auf einem Hocker, räusperte sich und hob die Schultern. »Woher weißt du das?«

»Die Geschichten sind wahr. Ich habe ein Buch über ihn!« flüsterte Reinhold hektisch. »Ich durfte es nicht in meinem Besitz haben, weil es zu schrecklich ist. Darüber steht einiges von Lucien Lavalle. Ich habe es vor einigen Wochen gekauft und über die Warnungen des Verkäufers gegrinst, als er sich bei mir erkundigte, ob ich ein Eingeweihter wäre. Ich habe einfach zugestimmt, aber ich bin kein Eingeweihter, verstehst du das?«

»Nicht so richtig«, gab Fehlau zu.

»Ich halte nichts von Voodoo und besitze das Buch trotzdem. Ich dürfte es nicht haben.«

»Und deshalb will er dich killen?«

»Ja, mich und Rita. Er ist da, Ewald. Ich habe ihn gespürt. Rita und ich sind in unseren Keller gegangen. Dort haben wir uns das Buch angeschaut. Und soll ich dir etwas sagen? Es war verbrannt, verkohlt, und es war mit einer Nachricht versehen, daß er uns praktisch holen würde, denn es gibt ihn. Wir gehören nicht zu den Eingeweihten, wir sind nicht würdig, wir haben einen Frevel begangen, der nur mit dem Tod bestraft werden kann. Und wir spüren beide, daß dies keine leeren Drohungen sind. Da steckt mehr dahinter, verflucht mehr!«

Ewald Fehlau wußte nicht, wohin er schauen sollte, denn Reinhold sah ihn direkt an. In seiner Verlegenheit griff Ewald zum Glas und trank einen Schluck. Als er es wegstellte, hörte er die Frage:

»Glaubst du denn nicht an Geister, Ewald?«

»Bisher eigentlich nicht. Es sei denn, du fragst mich nach Weingeistern.«

Wedekind ließ nicht locker. »Aber du stehst doch auf Gruselromane und auch Gruselcomics.«

»Das ja.«

»Dann mußt du…«

»Hör mal, Reinhold.« Ewald tippte ihm gegen die Brust. »Es ist doch ein Unterschied, ob man darüber liest oder daran glaubt?«

Reinhold Wedekind starrte ins Leere. Er sah aus wie ein lebender Empfänger, der sich auf die zahlreichen Stimmen und Laute konzentrierte, die ihn umgaben, denn mittlerweile waren die ersten Besucher eingeströmt und hatten sich in den beiden Hallen verteilt. Es herrschte ein regelrechtes Gewimmel, schon vergleichbar mit einem Ameisenhaufen. In eine Ecke hatten sich die Radioleute verzogen und machten erste Interviews mit Gästen und mit Ausstellern.

Auch eine Drei-Mann-Crew von TV-Leuten war eingetroffen und marschierten durch die Räume.

Einer von ihnen trug einen Handscheinwerfer. Das Halogenlicht strahlte wie eine weiße Sonne.

»Vielleicht hattest du recht, Ewald. Ja, vielleicht hattest du recht. Aber das alles stimmt nicht mehr. Was für uns vor einer Woche noch unglaublich gewesen ist, das ist nun eingetreten. Dieser Lucien Lavalle ist uns auf der Spur.«

Ewald hatte gut zugehört, obwohl er mittlerweile eine schmale Bockwurst aß und zu den Stehtischen in der Nähe hinschaute, an die sich einige Sitzgruppen anschlossen. »Wenn du so redest, Reinhold, dann rechnest du damit, daß dieser Lavalle hier erscheint und einen regelrechten Amoklauf beginnt.«

»Ja, damit rechne ich.«

Beinahe hätte sich Ewald Fehlau verschluckt. Er mußte husten, trank rasch, einen Schluck Bier und war wieder in Ordnung. »Wie? Noch mal. Du rechnest also damit, daß Lavalle herkommt?«

»Ja.«

»Wann denn?«

»Der kann jeden Moment hier auftauchen.«

Ewald grinste und kniff das linke Auge zu. »Dann sag mir aber Bescheid. Ich wollte mich schon immer um einen Voodoo-Priester kümmern. Vielleicht kann er noch meine Oma aus dem Grab holen.«

»Blöd bist du!« zischte Reinhold und ließ Ewald Fehlau allein, der sich wieder mit seiner Bockwurst beschäftigte. Er mußte sich das gesagte erst einmal durch den Kopf gehen lassen. Was Reinhold Wedekind ihm da erzählt hatte, war ein Unding, das war nicht möglich, das entsprang seiner Phantasie.

»Hat es geschmeckt?« fragte die Bedienung, als Ewald das Tablett zur Seite schob.

»Ja, es war gut.«

»Noch ein Bier?«

»Nein, das hat mir gereicht, um nüchtern zu werden. Ich werde später daran denken.«

»Gern.«
Er wollte vom Hocker rutschen und sich ein wenig umsehen, da er ebenfalls noch nach einigen Romanen suchte, aber Peter Köhler kam winkend auf ihn zu. Dessen Gesicht war gerötet, der Streß drückte den Blutdruck hoch, und seine Verlobte, die kaum von seiner Seite wich, fotografierte ununterbrochen. Auch von Ewald machte sie eine Aufnahme, der zu spät protestierend die Arme hob, weil er an diesem Morgen noch nicht geschminkt war.
»Grüß dich, Ewald, alles klar!« Peter drückte dem Freund die Hand und schüttelte sie heftig.
»Jetzt wieder.«
Peter grinste breit. »Der Whisky, wie?«
Fehlau nickte versonnen und ein wenig betrübt. »Man ist eben nicht mehr so gut wie früher. Wenn man auf die Fünfzig zugeht, läßt alles etwas nach.«
Peter behielt sein Grinsen bei. »Dafür macht es dann die Erfahrung. Da bist du im Bett wie ein Messezug. Der verkehrt selten, aber regelmäßig.«
Fehlau lachte. »Frag mal Clara.«
»Wo ist sie denn?«
»Spazieren. Mit einer Freundin. Ist auch gut so, dann bedrängt mich wenigstens keiner.«
»Richtig. Wie lange willst du bleiben?«
Jetzt grinste Ewald. »Bis Lavalle hier war.«
Der Mann vor ihm verdrehte die Augen. »Himmel, jetzt fängst du auch davon an.«
»Hat Reinhold dich auch eingeweiht?«
»Nein, seine Frau.«
Ewald stopfte die Pfeife nach. »Dann ist es den beiden Wedekinds ernst damit?«
»Kann man wohl sagen.«
»0 je, das hätte ich nicht gedacht. Wie stehst du denn der Sache gegenüber?«
Peter beugte sich vor. »Willst du meine ehrliche Meinung hören?«
»Klar doch.«
»Die beiden spinnen.«
Ewald dachte für eine Weile nach. »Nun ja, das will ich nicht so sagen. Es war ihnen ernst damit. Jedenfalls glauben sie fest daran, daß dieser Lucien Lavalle hier erscheint.«
»Sollen sie. Meinen Segen haben sie.« Köhler schaute auf die Uhr. »Bis später mal, gleich fängt die erste Verlosung an. Ich muß mich darum kümmern.«
»Viel Spaß auf der Bühne, du Entertainer.«
»Das ist sogar der Titel eines Sinclair-Taschenbuchs. Tolle Geschichte,

spielt in Rio.«

»Weiß ich doch.«

Peter Köhler ging, und eigentlich wollte Ewald den gastlichen Ort am Tresen auch verlassen, doch er wurde von zwei Leuten angesprochen, die schwäbischen Dialekt redeten und gehört hatten, daß er ihnen Auskunft erteilen könnte.

»Mal sehen, worum geht es denn?«

Fehlau erfuhr, daß die beiden Götz hießen, verheiratet waren und in Kirchheim/Teck einen Friseurladen betrieben. Er sammelte Grusel- und Funnycomics und suchte eine bestimmte Serie, in der ein Hund die Hauptrolle spielte.

»Ist schwer daranzukommen«, sagte Ewald.

»Habe ich dir doch gesagt.« Die hairgestylte blonde Frau nickte. Sie trug eine schwarze Hose und eine beigefarbene Jacke, die vorn offen stand. Darunter ebenfalls ein schwarzes T-Shirt aus mit silberfarbenen Aufdruck *Ich bin das Grauen.* Zusätzlich war noch das Konterfei eines allgemein bekannten deutschen Volks- und Schlagersängers zu sehen.

»Es ist nichts unmöglich«, präzisierte Ewald.

»Dann habe ich noch Chancen?«

»Klar, ich schaue mal in meinem Keller nach.«

Die Familie freute sich. Man tauschte Adressen aus, und Ewald versprach, sich zu melden.

Diese Börsen machten ihm, dem Kenner der Szene, ungeheuren Spaß. Er liebte es, von Gleichgesinnten umgeben zu sein, und er blieb stets bis zum Schluß da.

Manchmal half er noch beim Abbauen, und in der Branche kannte ihn fast jeder. Sein Arbeitgeber konnte froh sein, einen solchen Fachmann zu beschäftigen.

Er schaute zur Tür. Dort herrschte noch immer Betrieb. Heidi Köhler, die hinter der Kasse saß, hatte alle Hände voll zu tun und war ins Schwitzen geraten. Sie hatte ihre Jacke ausgezogen, saß dort im dünnen Pullover, dessen Farbe aussah wie helles Blut, das sich auf ihrem Oberkörper verteilt hatte.

Ihre Mutter half ihr dabei, und Vater Köhler hatte den Dienst am Stand übernommen.

An der Tür erschien ein Schatten. Groß, wuchtig, das erkannte Ewald selbst aus dieser Distanz. Der Schatten bewegte sich locker und dennoch kraftvoll.

Er trug nur Hose und Hemd und hielt etwas mit seiner rechten Hand umklammert.

Auf seinem Schädel wuchs kein Haar, aber er bewegte die Augen und nahm jedes Detail auf.

Seine Haut war schwarz.

»Verdammt!« keuchte Ewald Fehlau und wäre fast vom Hocker

gekippt. »Verdammt, das ist er! Das ist Lavalle…«
Plötzlich bekam er Angst…

***

Lavalle hatte sich in London einen Wagen gemietet und den Kanal mit der Fähre überquert. Er war dann durch Frankreich gefahren, durch Belgien und hatte die deutsche Grenze bei Aachen erreicht.

Der grüne Honda Prelude war erst knapp fünftausend Kilometer gelaufen und ausgezeichnet in Schuß. Doch erst hinter Aachen atmete Lucien Lavalle auf, denn nun brauchte er keine Angst mehr zu haben, kontrolliert zu werden.

Er rollte von Aachen aus in Richtung Osten, fuhr über Köln, nahm die Autobahn nach Oberhausen, bog bei Wuppertal ab, ließ die Stadt Bochum rechts liegen und erreichte die Abfahrt, die zur Bundesstraße 1 führte. Jetzt lagen nur noch wenige Kilometer vor ihm, bis er sein Ziel erreicht hatte.

Die bekannte Westfalenhalle lag an dieser Bundesstraße, und hinter ihr grüßte der Fernsehturm, der von den Einheimischen Florian genannt wurde und sich in den blaßblauen Himmel reckte wie ein starrer Arm, der versuchte, einen der wenigen Wolkenhaufen zu umfassen, dabei aber kein Glück hatte, denn die weißen Gebilde trieben stets an ihm vorbei oder über ihn hinweg.

Lavalle hatte seine Reise gut vorbereitet, sich alles auf der Karte angesehen und hatte sich nicht einmal verfahren. Er bekam nur leichte Schwierigkeiten bei der Parkplatzsuche, aber die ließen sich beheben.

Ein Wächter verlangte fünf Mark von ihm! Deutsches Geld trug er bei sich, und er zahlte.

»Fahren Sie ganz durch. In der hinteren Reihe werden Sie noch freie Plätze finden.«

Lavalle hatte den Mann zwar nicht verstanden, doch anhand seiner Bewegungen wußte er, wie er fahren sollte. »Thanks for your kindness«, sagte er noch und rollte an.

Er fand einen Platz, stellte den Honda ab, blieb noch für einen Moment sitzen, senkte den Kopf, starrte gegen das Lenkrad und dachte daran, daß ihn jetzt nichts und niemand mehr von seinem Plan der großen Rache würde abhalten können.

Er stieg aus und stellte sich vor den Kofferraum des Fahrzeugs. Über das Dach des Honda schaute er hinweg. Der mächtige Rundbau der Westfalenhalle lag zum Greifen nahe vor ihm in der klaren Luft. Ein leichter Wind wehte gegen sein Gesicht und trieb weiße Pollen vor sich her. Kein Wetter für Allergiker.

Aus dem Kofferraum holte Lavalle einen dunklen Kasten hervor, ungefähr doppelt so groß wie ein Schuhkarton. Als er die Klappe wieder zugedrückt hatte, hob er den Karton an und lauschte daran.

Er war sehr zufrieden, als er die raschelnden Bewegungen seiner »Freunde« vernahm.

Sie waren noch da.

Der Dämon hatte sie ihm aus den Tiefen seines Reiches geschickt, um ihn richtig stark zu machen.

Er würde es ihnen zeigen, er würde ihnen die heilige Furcht der schwarzmagischen Götter beibringen. Sie sollten sich wundern, diese verdammten Frevler, sie würden vernichtet werden, gefressen, zerfleischt.

Aber er dachte nicht nur optimistisch. Sehr oft hatte er sich mit dem ungebetenen Besuch beschäftigt, der in seinem Haus gewesen war. Zwar hatte er seine Freunde nach den beiden Morden noch vor den anderen retten können, aber er wußte doch, daß sie ihm bereits auf der Spur waren, und das wiederum gefiel ihm gar nicht, weil sie seine Aktivitäten unter Umständen stören konnten. Außerdem hatte er das Gefühl, beinahe schon das Wissen, das die beiden letzten Besucher anders waren als die übrigen. Sie kamen ihm gefährlicher vor und schienen auch Bescheid zu wissen, denn sie waren seinen Helfern entkommen.

Wenn er wieder in London war, wollte er sich näher mit ihnen beschäftigen.

Nach wenigen Schritten schon hatte er den eigentlichen Parkplatz verlassen und ging auf direktem Weg den Anbau neben der großen Halle entgegen, wo die Börse stattfand.

Im Vorfeld deuteten bereits mit Plakaten beklebte Dreieckständer darauf hin. Er warf nur einen flüchtigen Blick darauf, denn ihn interessierten mehr die Menschen, die sich vor dem Eingang aufhielten. Es waren nicht wenige, und er zeigte sich sehr zufrieden darüber. Um so größer würde anschließend die Panik sein.

Lavalle, der Voodoo-Mann, freute sich so sehr auf seine Aufgabe, daß in seine Augen ein kalter Glanz trat. Er zeugte von seinem gnadenlosen Willen, den Tod über diese Menschen zu bringen, wobei es für ihn keine Rolle spielte, ob jemand schuldig oder unschuldig war, denn ein Gewissen hatte er nicht.

Er war eine Maschine, die nur aussah wie ein Mensch. Sein Herz bestand aus Stein, die Seele war nicht mehr als ein gefühlloses kaltes Licht aus dem All.

Die letzten Meter legte er langsamer zurück, da er noch eine Gruppe von Jugendlichen vorbeilassen wollte. Ruhig, als wäre er ein normaler Besucher, stellte er sich hinter ihnen an der kleinen Schlange an und wartete, bis er an die Reihe kam.

Eine hübsche, junge Frau bediente ihn. Sie trug eine rote Bluse, die ihn an das Blut erinnerte, das bald fließen sollte.

»Eine Karte?«

Er nickte.

Dabei schaute die Frau in seine Augen und zuckte heftig zusammen. Dieser Blick war einfach so furchtbar und stechend, daß er bis gegen ihre Seele brannte und ihr eine traumatische Angst einflößte, so daß die Hände zitterten.

Peter Köhler hatte seiner Schwester nichts von dem Gespräch mit Rita Wedekind erzählt, dazu war er in der Hektik nicht gekommen, aber auch ohne das Wissen hatte Heidi den Eindruck, als hätte sie soeben dem Tod eine Karte verkauft.

Für einen Moment berührten sich ihre Hände bei der Geldübergabe. Seine Finger waren fast schon heiß, und sie zuckte zurück, um dann schnell zur Seite zu schauen.

Lavalle betrat den Saal.

Jetzt war er da.

Unwillkürlich umklammerte er den Griff des Kastens fester.

Und niemand würde ihn aufhalten…

***

Ewald Fehlau nuckelte an seiner Pfeife, aber er schmeckte keinen frischen Rauch mehr, denn sie war erloschen. Das bekam er auch kaum mit, weil er einfach nicht in der Lage war, seinen Blick von der Gestalt zu lösen, die den Saal vor wenigen Sekunden betreten hatte.

Das war er, das mußte er einfach sein. Verdammt noch mal, Lavalle war gekommen.

Ewald wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Durch seinen Kopf schossen verschiedene Alternativen, an einer jedoch blieben seine Gedanken hängen.

Diese Börse war auch ein großer Spaß. Da konnte es durchaus sein, daß die Wedekinds jemand engagiert hatten, der sich einen derartigen Auftritt verschaffte. Er konnte sich daran erinnern, daß vor einem halben Jahr im selben Ort ein Mädchen im Barbarella-Kostüm erschienen war und die Lose bei der Tombola gezogen hatte.

Aber das hier war anders.

Fehlau spürte dies. Er nahm die Pfeife aus dem Mund und steckte sie in das Etui, das er anschließend in seiner breiten Hosentasche nebst Tabakbeutel verstaute.

Hier war einiges anders.

Er rutschte vom Hocker, wobei er den neuen Gast nicht aus den Augen ließ, den auch andere Besucher sahen, wobei sich niemand traute, ihn anzusprechen, weil man wohl spürte, daß von ihm eine Aura der Gewalt und des Todes abstrahlte.

Ewald stand noch immer am Tresen. Aus dem anderen Raum hallte Peter Köhlers Stimme lautsprecherverstärkt zu ihm hinüber. Er bejubelte jeden Gewinner.

Dafür hatte Ewald Fehlau kein Ohr, er ließ Lavalle nicht aus den Augen und mußte sich eingestehen, daß dieser Mensch - vorausgesetzt es war einer - ebenso aussah wie die Figur aus dem Comic.

Sogar die schwarze Lederhose trug er. Sie umspannte Beine und Hüften schon provozierend eng.

Das Hemd war ebenfalls dunkel. Bei jeder Bewegung changierte der Stoff in den Farbtönen Violett und Schwarz. Wie dunkles, altes Blut, das in die Nacht hineintropft, dachte Ewald.

Er rechnete sich aus, wo Lavalles Ziel liegen konnte, wenn er so weiterging wie bisher. Als er sich die Linie gedacht hatte, durchfuhr ihn ein Schreck.

Verdammt, der würde direkt den Verkaufstisch der beiden Wedekinds erreichen.

Ewald bekam eine trockene Kehle, was nicht allein am Tabak lag. Es war die Furcht.

Er drehte den Kopf, weil er zu den Wedekinds hinschauen wollte. Wie bei allen Händlern war auch ihr Stand gut besucht. An gewissen Stellen, wo die Gruselromane in den Kartons standen, sogar umlagert. Beide Verkäufer hatten nicht die Zeit, sich um andere Dinge zu kümmern als um die Belange der Kunden.

Sie würden überrascht werden, sie würden vielleicht durchdrehen, und Fehlau glaubte plötzlich nicht mehr daran, daß dieser Auftritt von den Händlern inszeniert worden war.

Das war so verdammt echt…

Ihm war klar, daß er etwas tun mußte. Am besten war es, wenn er die beiden warnte. Ewald bewegte sich von der anderen Seite auf den Stand zu und achtete nicht mehr darauf, daß er von Besuchern angesprochen wurde, er schaute nur zu dem Verkaufstisch seiner beiden Freunde hin.

Mehr als die Hälfte der Strecke, vom Eingang aus gesehen, hatte Lavalle bereits zurückgelegt, wobei er sich noch immer nicht so verhielt wie die übrigen Besucher, die mal an diesen oder an jenen Tisch gingen, um zu schauen, zu prüfen und zu kaufen. Es wurden ja nicht nur Romane und Comics angeboten, auch Stickers, Aufkleber, kleine Figuren bekannter Comicgrößen und Buttons.

Eine Frau trat Lavalle in den Weg. Sie wäre gegen ihn gelaufen, da sie in Gedanken versunken war.

Der Mann aus Kuba bewegte nur seinen rechten Arm, eine lässige Gebärde, als wollte er eine Fliege vertreiben, aber er vertrieb die Frau.

Sie hatte Mühe, auf den Beinen zu bleiben, geriet ins Stolpern und konnte sich an einem Nachbartisch fangen, wo sie zwei Kästen von der Unterlage fortriß, so daß diese zu Boden prallten und ihre Ladung entließen.

Sie hatte kaum etwas von dem Vorgang mitbekommen, deshalb

konnte sie sich nicht beschweren.

Vielleicht wunderte sie sich nur darüber, daß sie gefallen war.

Lavalle aber ging weiter und Ewald ebenfalls.

Dem Schwarzen schuf man Platz, man wich immer wieder aus, denn der Blick in sein Gesicht verriet nichts Gutes. Seine Augen waren so kalt wie finstere Sterne.

Noch hatten die Kunden am Tisch der Wedekinds nichts bemerkt. Aber Ewald wußte, was er zu tun hatte. Er schlug einen Bogen. Seine Stimmung war dahin. Er dachte daran, daß jeden Augenblick eine Hölle losbrechen konnte, und er mußte seine Dortmunder Freunde warnen.

Peter Köhler versteigerte noch immer. Er ahnte nicht, was sich in dem anderen Raum zusammenbraute.

Fehlau schwitzte. Der Schweiß hatte sich auf seinem gesamten Körper verteilt. Selten hatte er einen derartigen Streß gehabt, und er atmete auch nicht auf, als er sein Ziel erreicht hatte.

»Rita, Reinhold!«

Zuerst hörten ihn die beiden nicht. Erst als der die Namen wiederholte, drehte sich der Mann um.

Unwillig schaute er Ewald an, wollte etwas Negatives sagen, dann sah er Fehlaus Gesicht, ballte die Hände zu Fäusten und hauchte: »Was ist geschehen?«

»Dreh dich um!«

»Was ist…«

Ewald kam näher, schob einen Kasten mit dem Fuß zur Seite und zischte: »Er ist da!«

Reinholds Augen weiteten sich. »Lav…«

»Ja, Lavalle!«

Wedekind verlor alle Farbe. Er sah aus, als wollte er sich übergeben, statt dessen atmete er ein. Ewald Fehlaus Gesicht verschwamm vor seinen Augen, aber er sah trotzdem, wie dieser den Arm hob und an Reinhold vorbeideutete.

Endlich drehte sich Wedekind um.

Genau in dem Augenblick, als Lavalle zwei Kunden, es war das Ehepaar Götz, zur Seite schob.

Er stand vor dem Tisch.

Rita Wedekind schrie leise auf. Auch sie hatte ihn gesehen, und sie durchfuhr der Schrecken.

Lavalle lächelte grausam. Er hob den rechten Arm und stellte den schwarzen Kasten auf den Tisch.

»Here Jams«, sagte er. »Hier bin ich.«

Jeder verstand ihn, aber keiner wußte so recht, was er mit dem Besuch anfangen sollte, bis auf die Wedekinds, die aber nicht in der Lage waren, etwas zu unternehmen und sich bestimmt auf eine

einsame Insel gewünscht hätten.
Ewald faßte sich ein Herz. »Was willst du?« rief er.
Für einen Moment schaute Lavalle ihn an, und Ewald hatte das Gefühl, dieser Blick würde ihm die Seele aus dem Körper brennen. Dann bekam er die Antwort.
»Ich will töten!«
Lavalle sagte es und öffnete die vordere Klappe des Kastens…

***

Wir hatten die Stadt Dortmund erreicht, hatten in dem Hotel neben der Westfalenhalle übernachtet und wollten am Morgen eigentlich sehr pünktlich auf der Börse sein, um alles beobachten zu können.
Es blieb beim Wollen, denn man erklärte uns, daß wir in der nächsten Zeit einen Anruf aus London zu erwarten hätten.
So blieben wir denn länger beim Frühstück sitzen, was vor allen Dingen Suko gefiel, denn er gehörte zu den Menschen, die auch schon am Morgen gut essen konnten.
Ich im Prinzip auch, aber ich mußte immer wieder an diesen verfluchten Lavalle denken und vor allen Dingen an die beiden Toten, deren Anblick selbst die Mitglieder der Mordkommission geschockt hatte, und die waren einiges gewohnt!
Suko hatte sich soeben ein großes Glas mit Saft gefüllt, als ein Page an unseren Tisch trat und uns zum Telefon bat. Inzwischen war die Börse schon eröffnet worden.
»Geh du«, sagte Suko.
Ich wurde in eine kleine Kabine geführt. Am Apparat war unser Chef, Sir James.
»Waren Sie schon auf der Börse?«
»Nein, Sir, wir haben Ihren Anruf abgewartet«
»Natürlich.«
»Was gibt es?«
»Es geht um Lavalle. Wir haben unsere Spitzel eingesetzt und erfahren, daß er kein Unbekannter ist. In gewissen Kreisen wird er bereits als König verehrt.«
»In Kreisen der Farbigen, nehme ich an.«
»Ja, der Menschen aus dem karibischen Raum.«
»Hat man auch Angst?«
»Und wie. Man redete kaum, wenn, dann hinter vorgehaltener Hand. Wir haben auch Hinweise bekommen, daß Lavalle für das Verschwinden von mindestens fünfzehn Menschen verantwortlich ist. Da können Sie sich ja vorstellen, was Sie sich da aufgeladen haben.«
»Fünfzehn Menschen?«
»Ja, und sie sind nicht wieder aufgetaucht. Man sagt, daß Lavalle ihre Lebensenergie trinkt, damit er mächtiger und kräftiger werden

kann. Er wird wohl gezwungen sein, immer weiterzumorden, wenn das Motiv tatsächlich dahintersteckt.«

Mir rann ein Schauer über den Rücken, als ich die Worte meines Chefs vernahm. Damit hatte ich nicht gerechnet. Dieser verfluchte Lucien Lavalle schien noch schlimmer zu sein, als ich es mir in meinen kühnsten Träumen vorstellen konnte.

Wen hatte er gerufen? Welche grausamen Endzeitdämonen hatten ihm die Macht gegeben?

Ich wußte es nicht.

»Sie sind noch da, John?«

»Natürlich, Sir.«

»Stoppen Sie Lavalle!« Ich hörte meinen Chef atmen. Dann fügte er noch ein Wort hinzu. »Bitte…«

***

Das fremde Ding reagierte wie eine Schlange, war aber mit ihr nicht zu vergleichen, denn es war viel, viel grausamer und das Produkt einer schwarzmagischen Kraft.

Drei andere Kreaturen lauerten noch. Sie hielten sich zurück, als wollten sie die nächsten Befehle abwarten.

Das eine Ding aber griff an. Und es war so schnell, daß keiner der Umstehenden reagieren konnte.

Es hatte sich Reinhold Wedekind als Opfer ausgesucht, der gar nicht merkte, wie ihm geschah, bis der dämonische Wurm wie ein flatternder Schatten vor seinem Gesicht erschien und sich in seiner Wange verbiß.

Ein glühendes Stück Kohle schien sich in Reinholds Wange festgefressen zu haben. Er schrie nicht, er wurde nur totenbleich, der erste Schock lähmte seine Reaktionen völlig. Er starrte wie gebannt nach vorn und in das Gesicht des dunkelhäutigen Fremden, dessen Augen auf einmal so ungewöhnlich silbrig reflektierten, als hätte sich in seinen Pupillen kaltes Mondlicht gefangen. Die Lippen des Mannes waren in die Breite gezogen und deuteten als Mund einen liegenden Halbmond an.

Während Reinhold und die anderen starr vor Entsetzen waren, überwand Rita Wedekind diesen Zustand als erste. Sie stand neben ihrem Mann, und das zuckende, sich windende Etwas war nur eine halbe Armlänge von ihr entfernt, so daß sie das Gefühl hatte, es würde sogar sie berühren, wenn es den hinteren Leib hin- und herschwang.

Wie eine Fontäne spritzte das Blut aus der Wunde, als hätte jemand ein Sägemesser schräg hineingerammt.

Als sie das sah, fing sie an zu schreien.

Es war ein sirenenhafter, sehr hoher und schriller Schrei, der die Geräuschkulisse der Börse übertönte und auch im Nebenraum zu

hören war, wobei sich dort niemand darum kümmerte.
Rita Wedekind merkte plötzlich, daß sie die Kraft verließ. Der Schwächeanfall warf sie einfach um.
Sie kippte gleichzeitig zur Seite und nach hinten, wo Ewald Fehlau stand und die Frau mit einer Reflexbewegung auffing.
Er schien der einzige zu sein, der noch handlungsfähig war, riß die Frau aus der Gefahrenzone fort und schleuderte sie kurzerhand hinter sich, wo noch mehrere verschlossene Kartons standen, auf denen sie rücklings landete.
Die anderen umstanden den Tisch auch jetzt wie Statisten. Es waren nicht wenige, und so nahmen sie Besuchern, die den Schrei ebenfalls gehört hatten und nachschauen wollten, die Sicht.
Der Aal hatte sich festgebissen. Er öffnete sein Maul und schnappte wieder zu. Wenn es so weiterging, dann würden seine Zähne den Kopf des Mannes durchbeißen und Reinhold töten. Sie alle hier wußten ja nichts von den schrecklichen Vorfällen in London, wo der Tod bereits zugeschlagen hatte.
Endlich versuchte Reinhold so etwas wie eine Gegenwehr. Er hatte beide Arme angehoben und schnappte mit den Händen zu. Wie krumme Speichen legten sich die Finger um den Körper des höllischen Wesens, das aber soviel Kraft in sich hatte und die Arme des Mannes mitbewegte, als es von einer Seite zur anderen zuckte.
Dann griff Ewald Fehlau zu.
Er wußte zwar nicht, was er tun sollte, aber er mußte irgend etwas machen, sonst würde er noch verrückt. Mit einem Schulterrammstoß warf er Reinhold über den Tisch mit Romanen und bunten Comics, die nicht alle in den Kartons standen und durch den plötzlichen Druck von der Platte und zu Boden gefegt wurden.
Wieder löste sich der Mordaal für einen, Moment und wollte wieder zuschnappen.
Fehlau war schneller.
Beim nächsten Biß ratschten die Zähne noch über den Hals des Verletzten und hinterließen dort auch Wunden, aber Fehlau hatte es geschafft, daß böse Wesen fortzureißen.
Er starrte es an.
Er sah die Augen.
Er sah den Tod.
Und er schleuderte es weg.
Zum Glück so hoch, daß es über die Köpfe der Zuschauer hinwegwirbelte, auf einen der Tische krachte, dort weiterrutschte, dann zu Boden fiel und verschwunden war.
Der gesamte Vorgang hatte nicht einmal zehn Sekunden gedauert, und die Zeit war den Beteiligten doppelt so lang vorgekommen. Sie hatten das Grauen erlebt, waren aber nicht in der Lage, etwas dagegen

zu tun. Diese Dinge überstiegen einfach ihre Vorstellungskraft. Selbst als Zuschauer konnten sie es nicht akzeptieren.

Lucien Lavalles Gesicht bewegte sich, als hätte seine Haut einen Gummiüberzug bekommen. Für den Augenblick erinnerte er an ein böses Tier, das sich voll und ganz darauf konzentriert hatte, alles in seiner Umgebung zu vernichten.

Er hob den Kasten an, kippte ihn, so daß die restlichen drei Aale über die Oberfläche ins Freie huschen konnten, sich aber keine neuen Opfer suchten, sondern blitzartig verschwanden, zunächst begleitet vom harten Lachen des dunkelhäutigen Teufels und dann von einer seiner Drohungen.

»Vernichten werden sie alle, die gegen sie sind. Vernichten.« Er ballte die rechte Hand zur Faust und stieß den Arm in die Höhe. »Der Tod wird diejenigen treffen, die unwürdig sind.«

Dann drehte er sich um und ging.

Es war kein Gehen im eigentlichen Sinne. Er stieß die Gäste zur Seite. Er trat einem Mann in den Magen, und es war niemand da, der ihn aufhielt, als er zu einer Treppe eilte, die im großen Bogen in den Keller führte, wo sich auch die weiträumigen Toilettenräume befanden. Ein junges Mädchen, das ihm auf der Treppe begegnete, sah die Gestalt, bekam Angst und bekreuzigte sich hastig.

Dann war er weg.

Gekommen wie ein Spuk, verschwunden wie ein Spuk, und er hatte das Grauen hinterlassen.

Möglicherweise sind Roman- und Comicfans anders als die normalen Menschen, denn zu einer Panik war es nicht gekommen. Es herrschte nur eine helle Aufregung. Sie konzentrierte sich besonders dort, wo sich der Tisch der Wedekinds befand.

Reinhold wimmerte. Seine Frau weinte, andere waren totenblaß und taten überhaupt nichts, weil sie sich nicht zurechtfanden. Sie waren mit diesen Dingen nicht konfrontiert worden.

»Und den ersten Preis bekommt die junge Dame im gelben Pullover. Es ist ein Paket mit seltenen Comic- und Romanheften. Ich gratuliere Ihnen herzlich.«

Peter Köhlers mikrofonverstärkte Stimme hallte in den Nebenraum und hörte sich an wie der kalte Hohn im Vergleich zu den schrecklichen Dingen, die hier passiert waren.

Reinhold Wedekind wimmerte. Seine Frau hockte neben ihm und weinte laut. Jemand schrie, daß ein Arzt geholt werden mußte, und Ewald Fehlau, der Mann, der lange genug Soldat gewesen und dort auch Schlimmes an Verletzungen gesehen hatte, beugte sich über Reinhold und schaute sich die Wunde genauer an.

Sie war tief, schon zu tief. Das Wesen besaß Zähne wie Messer, die in ständiger Bewegung gewesen waren. Blut, Hautfetzen und

Knochensplitter sowie weißlich schimmernde Knorpel waren zu sehen.
Zum Glück war das linke Auge nicht in Mitleidenschaft gezogen worden. Ein oder zwei Bisse mehr und nach oben gezielt, dann wäre es hin gewesen.

Wedekind wurde nicht bewußtlos. Er erlebte die verdammten Schmerzen mit. Er sah auch das verschwommene Gesicht seines Freundes Ewald, der ein Tuch hielt und damit die Umgebung der Wunde betupfte und ein zweites Tuch behutsam darauf legte. Das Blut war überall hingespritzt, es klebte auch auf den bunten Heften.

Reinhold bemühte sich zu sprechen.

Er formte die Worte sehr stockend und behutsam. Ewald wollte nicht, daß er redete, doch der Verletzte ließ sich davon nicht abbringen.

»Es ist eingetroffen, Ewald. Ich… ich habe mich nicht geirrt. Das Böse ist da. Es wird uns töten. Mit mir will es anfangen. Es kommt wieder, wir können nichts tun und meine Frau…«

»Wir werden achtgeben, Reinhold, glaub es mir. Das… das passiert nicht noch mal…«

»Du bist zu schwach. Ewald. Wir sind zu schwach. Hast du gesehen, wie viele es waren?«

Er nickte, und er biß sich dabei auf die Unterlippe, bis auch er Blut schmeckte. Wo steckten denn die verfluchten Aale? In diesem Saal herrschte ein ziemliches Durcheinander, es gab kaum freie Stellen, die Besucher schoben sich durch die schmalen Gänge, und unter den Tischen konnten sich die Aale stundenlang verbergen, ohne daß sie gesehen und erwischt wurden. Erwischen! Ewald Fehlau lachte innerlich auf. Man würde sie nicht erwischen, das war unmöglich, die waren einfach zu stark und von einer höllischen Kraft erfüllt, denn er kannte die Geschichte des Lucien Lavalle, er war Experte, und er wußte auch, daß kein Mensch bisher in der Lage gewesen war, Lavalle zu stoppen. Wenigstens nicht in der Comicgeschichte, die auf Fortsetzungen aufbaute.

Aus der Geschichte war die rauhe Wirklichkeit geworden. Texter und Zeichner konnten sich die Stories nicht einfach aus den Fingern gesaugt haben, da mußte mehr dahinterstecken.

Als er hochschaute, sah er Heidi Köhlers Gesicht. Sie hatte ihren Platz an der Kasse verlassen, schaute auf Ewald und den Verletzten hinab. Grau wie Asche war ihr Gesicht. Sie konnte die Frage nicht mehr stellen, die Ewald in ihren Augen las. Er gab auch eine Antwort, indem er nur die Schultern hob.

Dann war der Arzt da.

Er drängte sich durch. Einen weißen Kittel trug der Mann nicht, sondern einen normalen Straßenanzug. Er setzte die Tasche ab und beugte sich nieder.

Ewald Fehlau schuf ihm Platz. Er wischte über seine Wangen, knetete

das Fleisch, als wollte er prüfen, ob er dies alles erlebte oder einfach nur träumte.

»Mein Gott, was war das?« flüsterte der Arzt und bekam selbst einen Schauer. Er schaute sich die Wunde an, öffnete seinen Koffer, und obwohl ihn zahlreiche Zuschauer umstanden, waren sie zu einem Ring des Schweigens geworden.

Darin eilte Peter Köhler herbei. Angelika Umlauf war bei ihm. Die hochgewachsene Blondine mit dem schmalen Gesicht hatte ihr Lächeln verloren, ebenso wie Peter.

Ewald ging den beiden entgegen.

»Mein Gott, was ist denn geschehen? Man hört die wildesten Gerüchte über Dämonen und Killer, die…«

»So ähnlich.«

»Wie bitte?« Köhler neigte seinen Kopf und hörte zu, was ihm Ewald zu berichten hatte.

Er tat es in Stichworten, denn Peter gehörte ebenfalls zu den Eingeweihten. Er kannte die Geschichte von Lucien Lavalle, schüttelte den Kopf und wollte wissen, wo sich dieses menschliche Monstrum jetzt befand.

»Er ist verschwunden.«

»Wohin?«

»Ich glaube, er steckt im Keller. Ich meine, da wo die Toilettenräume sind.«

Köhler mußte lachen. »Da befinden sich nicht nur die Toiletten. Da sind auch noch Lagerräume untergebracht worden. Das ist dort ziemlich weiträumig.«

»Und wer jagt ihn?«

Ewald zuckte zurück. »Ich nicht.«

Peter Köhler wußte auch nicht, was er noch sagen sollte. Schließlich schaute er seine Verlobte an, von der er bestimmt keinen Vorschlag erwarten konnte, denn sie hob die Schultern und erklärte, daß sie alles nicht fassen konnte.

»Ja, wir auch nicht!« stöhnte Ewald. »Aber ich war Zeuge, verdammt. Ich habe es gesehen, ich habe es hautnah mitbekommen. Der Aal hätte Reinhold den Kopf zerbissen.«

»Und wo ist er jetzt?« fragte Peter, der sich dabei vorsichtig umschaute, als rechne er jeden Augenblick damit, von dieser zuckenden Bestie angesprungen zu werden.

»Verschwunden. Und nicht nur er.«

Peter und Angelika schraken zusammen. Sie hatten die Antwort sehr wohl verstanden, hakten aber sicherheitshalber noch einmal nach. »Was meinst du damit?«

»Es sind vier Aale!« Mehr sagte Ewald nicht. Zwei Männer trugen den Verletzten weg. Sie nahmen Kurs auf einen der hinteren Räume. Der

Arzt blieb in der Nähe, begleitet von Heidi Köhler, die permanent auf ihn einsprach.

Als Ewald Fehlau seinen Kopf wieder drehte, nahm er aus den Augenwinkeln wahr, daß zwei Männer den Saal betreten hatten, mit einem Besucher sprachen, der zu Ewald und Peter hindeutete.

Fehlau runzelte die Stirn. Er kannte die beiden nicht. Der eine war hochgewachsen, blond, der andere kleiner, wirkte aber wie gestählt und seine Schritte federten beim Gehen. Wenn ihn nicht alles täuschte, war er Chinese.

Die Männer kamen näher. Ewald stieß Peter an und deutete mit dem Daumen auf die beiden.

»Was ist denn?«

»Die wollen zu dir.«

»Ich kenne sie nicht.«

»Warte ab.«

»Herr Köhler?« fragte der Blonde.

Peter nickte. »Ja, das bin ich.«

»Mein Name ist John Sinclair. Mein Begleiter heißt Suko. Wir kommen aus London hierher und sind Yardbeamte, Scotland Yard.«

»Gut, meinetwegen. Aber was führt Sie zu uns?« Er schaute Ewald an, als könnte dieser ihm die Antwort geben.

Die bekam er von dem Chinesen. »Wir suchen Lucien Lavalle…«

***

Wenige Minuten später hatten wir erfahren, was wir wissen wollten und waren entsetzt. Obwohl wir keine unmittelbaren Zeugen gewesen waren, gingen uns die Vorfälle auch im Nachhinein unter die Haut, und wir wußten ferner, daß damit das Ende noch nicht erreicht war, denn die verfluchten Killeraale befanden sich noch in der Nähe, nur hielten sie sich irgendwo versteckt.

Wie auch Lavalle.

»Wo steckt er?«

Diese Frage hatten Suko und ich des öfteren gestellt, aber keine Antwort erhalten. Niemand wußte Bescheid. Man redete nur um den heißen Brei herum. Es wurde gesagt, daß er die »Flucht« in den Keller angetreten hatte.

Wir wollten auch nach dem Verletzten sehen, der in einen Nebenraum gebracht worden war. Er befand sich neben der Tür, war zum Saale hin durch eine Glasscheibe abgetrennt worden. Dort sahen wir den Arzt, der mit mehreren Personen redete. Unter anderem mit den beiden Weißkitteln, die den Verletzten auf eine Trage legten und hinausschafften. Er hieß Reinhold Wedekind, wie man uns gesagt hatte, war einer der Händler und zusammen mit seiner Frau auf dieser Börse. Rita Wedekind befand sich nicht bei ihrem Mann. Sie hockte

am Stand, sah aus wie eine bleich geschminkte Schauspielerin und rührte sich nicht. Der Schock saß bei ihr zu tief.

Heidi Köhler wollte den Verletzten begleiten und stieg mit in den Rettungswagen.

Suko war am Ort des Überfalls geblieben, während es mir gelang, ein paar Worte mit dem Arzt zu wechseln, bevor, dieser einstieg. Er hatte meinen Ausweis gesehen und bat um schnelle Fragen.

»Wird er durchkommen?«

»Es steht auf der Kippe.«

»Wie tief ist die Wunde?«

»Zu tief, Herr Sinclair. Wissen Sie denn, wer es gewesen ist? Haben Sie eine Ahnung?«

»Ich glaube schon.«

Der Arzt öffnete die Tür. »Sagen Sie nicht, daß es diese komischen Aale getan haben.«

»Leider doch.«

Er atmete scharf durch die Nase. »Das ist dann wohl Ihr Problem, sie zu finden.«

»Stimmt.«

»Viel Glück.« Er stieg ein und nickte dem Fahrer zu. Mit Blaulicht und Sirene raste der Rettungswagen über den Vorplatz vor dem Goldsaal und fuhr in Richtung Westfalenhalle, begleitet von neugierigen und ängstlichen Blicken der Spaziergänger.

Ich drehte mich um und ging wieder zurück.

Die Lage hatte sich geändert. Es herrschte im Saal eine nahezu beklemmende Ruhe. Natürlich hatte sich der schreckliche Vorfall herumgesprochen. Gerüchte durchschwirrten die Halle, und nicht alle besaßen die Nerven, um zu bleiben. Sehr viele Besucher verließen den Goldsaal. Manche von ihnen waren grau um Gesicht.

Ein Mann trat mir in den Weg. Ich hatte ihn schon am Stand der Wedekinds gesehen. Jetzt stellte er sich vor. Er hieß Ewald Fehlau, war ein wandelndes Lexikon in punkto Romanhefte und Comics, trug eine Brille und strich mit einer Hand über sein dünnes Blondhaar, während er mit der anderen den Kopf der Pfeife hielt, die zwischen seinen Lippen klemmte. Auf der Oberlippe wuchs ein Bart.

Er war nervös, das sah ich ihm an.

»Ich habe gehört, wer Sie sind, Herr Sinclair. Darf ich fragen, was Sie als Yard-Mann hier nach Dortmund geführt hat?«

»Lavalle.«

Er hob die Augenbrauen. »Das habe ich mir fast gedacht. Aber wieso sind Sie gekommen?«

»Weil wir ihn jagen!«

»Aha.«

Wahrscheinlich wartete er auf eine Erklärung. Ich vertraute diesem

Mann und berichtete ihm, was in London vorgefallen war und mit welch einer Brutalität die Killeraale gemordet hatten. Meinen Voodoo-Verdacht ließ ich ebenfalls nicht außen vor.

Fehlau nickte. Er tat es so, daß ich genau wußte, wie recht ich mit meinen Worten gehabt hatte. »Da liegen Sie nicht falsch, Herr Sinclair.«

»Sagen Sie John.«

»Okay, John. Ich bin Ewald.«

»Und Sie kommen aus Dortmund?«

Da erntete ich einen beinahe schon strafenden Blick. »Nein, ich komme aus Hörde.«

»Pardon. Ist das weit von hier?«

Ewald Fehlau gab die Antwort mit dumpf klingender Stimme. »Es wurde leider eingemeindet.«

Ich grinste in mich hinein, wurde schnell wieder ernst, als wir zum Thema kamen. »Also«, sagte er in seiner bedächtigen Art. »Da liegen Sie wirklich nicht falsch, was Ihren Voodoo-Verdacht angeht. Ich kenne Lavalles Geschichte ebenfalls.«

»Sie meinen den Comic?«

»Richtig.«

Mein Blick verlor sich. »Bisher habe ich nicht gewußt, daß sich bunte Comic-Geschichten erfüllen.«

»Nicht nur das, John. Es gibt da noch ein Buch, das die Wedekinds besaßen. Sie waren aber unwürdig, es in ihrem Besitz zu halten. Sie glaubten nicht an Lavalle, sie gehörten nicht zu seinen Dienern, und deshalb wollte er sie töten.«

»Das stand aber nicht in dem Comic, nehme ich an.«

»Richtig.«

»Sagen Sie, Ewald, könnten Sie sich vorstellen, daß dieser Comic oder die Geschichte erfüllen sollen?«

Er dachte einen Augenblick nach, saugte an seiner Pfeife und brachte den Tabak noch zum Glühen, bevor etliche Rauchwolken sein Gesicht vernebelten. »Das könnte ich mir jetzt vorstellen.«

»Dann hätte der Zeichner mehr gewußt.«

»Kann sein.«

»Man müßte also mit ihm Verbindung aufnehmen.«

»So könnte man sagen.«

»Er und der Texter sind nicht zufällig hier anwesend?«

Ewald Fehlau lachte. »Nein. Das wäre auch zu schön gewesen, um wahr zu sein.«

»Man kann nicht immer Glück haben.«

»Ich weiß aber, wo Sie die Künstler finden können, John. Sie müßten nach New York fahren.«

»Vielleicht später.« Ich strich über meine Stirn. »Aber dazu wird es

nicht kommen, hoffe ich.«
»Weshalb nicht?«
»Weil ich Lavalle hier stellen werde.«
Ewald Fehlau öffnete die Lippen, und beinahe wäre ihm die Pfeife aus dem Mund gerutscht. Ich sah, wie er eine Gänsehaut bekam und seine Augen einen unsicheren Glanz annahmen.
»Ist was?«
»Verdammt, das ist unmöglich!« keuchte er.
Ich winkte ab. »Es hört sich in meinem Job so vieles unmöglich an, Ewald. Aber es ist eben unsere Aufgabe. Wir müssen Lavalle und die vier Killeraale stellen.«
Nach diesen Worten drehte sich Ewald Fehlau auf der Stelle und schaute durch den Saal. Auf seinem Rücken lag die Gänsehaut, die das Gesicht ebenfalls nicht verschont hatte. Er atmete schnaufend durch die Nase. »Verdammt noch mal, wir müssen den Saal räumen.«
»Darum wollte ich Sie bitten.«
Fehlau nickte. »Okay, John. Ich werde mit Peter Köhler sprechen. Für eine Räumung wird wohl jeder Verständnis haben. Die Vorfälle haben sich bestimmt herumgesprochen.«
»Wir sehen uns dann gleich«, sagte ich.
Ich kam mir vor wie bei einem Gang über den Vulkan, als ich durch den Saal schritt und dorthin ging, wo mein Freund Suko wartete. Er hatte den Verkaufstisch der Wedekinds nicht verlassen, sah verdammt wachsam aus, redete hin und wieder mit Besuchern und kümmerte sich ansonsten um Rita Wedekind, die unbeweglich dasaß und zu Boden starrte, wobei sie kaum ein Wort sprechen konnte.
Als ich neben sie trat, hob Suko die Schultern, ein Zeichen seiner Depression.
Ich sprach mit der Frau. Sie schaute nicht hoch, als sie meine Stimme hörte und ich versuchte, ihr Mut zu machen.
»Es geht Ihrem Mann wohl besser, Frau Wedekind. Ich habe gesehen, wie er in den Krankenwagen geschafft wurde. Sie werden ihn wegbringen. Es wird alles in Ordnung gehen, glauben Sie mir.«
»Ja, ja…«
»Es ist am besten, wenn Sie den Saal verlassen. Alle Besucher werden gehen. Nur mein Freund und ich bleiben zurück. Haben Sie mich gehört, Frau Wedekind?«
»Ja.«
Ich richtete mich wieder auf. Natürlich hätte ich der armen Frau noch weiter Trost ausgesprochen, aber das war nicht zu machen, denn mir ging es um Lavalle.
Ich sprach sehr leise mit Suko darüber. »Wie ich hörte, soll er also nach unten in das Tiefgeschoß oder im Keller verschwunden sein. Stimmt das noch?«

»Man redet davon.«
»Aber nicht seine vier Aale?«
»Nein.«
»Dann müssen wir uns trennen. Lavalle darf nicht entkommen. Ich will ihn haben.«
»Gehst du in den Keller?«
»Das hatte ich vor.«
Suko schaute mich an. In seinen Augen las ich eine tiefe Sorge. Er bewegte den Mund, ohne zu sprechen. »Sei nur vorsichtig. Lavalle ist eine Person, die…«
Ich lächelte in seine Worte hinein. Dann sprach ich. »Klar, Alter, ich passe schon auf.«
»Das hoffe ich doch.« Er deutete auf seinen Gürtel, wo die Dämonenpeitsche schon ausgefahren steckte. »Wenn sie hier erscheinen, kann ich nur hoffen, daß ich sie damit packen werde.«
»Bis später dann.«
Meine Stimme hatte etwas kratzig geklungen, denn auch ich wußte, daß mir ein verflucht schwerer Gang bevorstand. Die Treppe war sehr breit. Sie führte in einem rechten Bogen in die untere Etage und mündete zunächst in einen breiten Flur, der mit zahlreichen kleinen Fliesen ausgelegt worden war.
Hier waren die Toilettenräume untergebracht worden, aber auch eine große Garderobe. Sie war leer wie ein Dorfbahnhof nach Mitternacht. Die Haken und Bügel gaben einen leicht silbrigen Glanz ab, und ich dachte wieder an die verfluchten Aale oder Würmer, in deren Augen es ebenfalls silbrig geschimmert hatte, als wäre dort das Mondlicht eingefangen worden. Über meinen Rücken kroch ein Schauer.
Eine Tür mit der Aufschrift *Privat* ließ sich nicht öffnen, und ich dachte darüber nach, wo sich der verfluchte Lucien Lavalle wohl versteckt haben konnte.
Es blieben die Toiletten…
In meiner Kehle lag ein kleiner Klumpen, als ich vor den beiden Türen stehenblieb.
Links lag die der Männer, zur rechten Hand die der Frauen. Hinter beiden Türen hörte ich kein Geräusch. Die Stille verteilte sich dort wie dichtes Blei.
Ich hatte mein Kreuz hervorgeholt und es offen vor meine Brust gehängt. Schon einmal hatte es mir in diesem Fall gute Dienst erwiesen, als wir vor dem Höllenloch gehockt hatten. Ich rechnete fest damit, daß es mich auch gegen Lavalle nicht im Stich ließ, denn Lucien Lavalle war das Böse, er hatte die alten Götter oder Götzen aus einem finsteren Pandämonium gelockt, und er mußte das Gute, das Zeichen des Sieges über das Böse eigentlich hassen.
Wir würden sehen…

Die Tür zur Herrentoilette war nicht verschlossen. Sie stand sogar in einem für mich günstigen Winkel offen, so daß ich schräg hineinschauen konnte.

Dort befand sich ein großer Vorraum, beinahe schon ein Tanzsaal. An der Wand verteilten sich zahlreiche Waschbecken. Ich sah auch die entsprechenden Seifenspender, Spiegel und Trockenbläser. Nur von Lucien Lavalle sah ich nichts. Seine Gestalt zeichnete sich auch nicht innerhalb des Spiegels ab. Falls er ein Dämon war, hätte die blanke Fläche ihn möglicherweise wohl nicht widergegeben.

So groß dieser Vorraum auch war, er mußte einfach die Ausmaße haben, denn eine Schwingtür führte dorthin, wo sich die eigentlichen Toiletten verteilten.

Ich ging durch den Raum, setzte meine Schritte so lautlos wie möglich und blieb vor der Schwingtür stehen.

Sie war geschlossen, aber sie bewegte sich trotzdem. Es lag wohl am Luftzug, der durch den Raum wehte und auch meinen Nacken streifte. In einer Ecke quoll ein Papierkorbgestell über. Es roch nach Seife und nach scharfen Desinfektionsmitteln.

Noch war die Tür geschlossen. Nicht daß ich Angst gehabt hätte, aber ich war doch sehr vorsichtig, als ich den Arm ausstreckte und die Tür berührte.

Ich rechnete mit einem plötzlichen Gegendruck, der über mich kommen würde. Ein brutaler Stoß, aber das geschah nicht. Auf der anderen Seite lauerte niemand, so daß ich den eigentlichen Toilettenraum völlig normal betreten konnte.

Auch er teilte sich gewissermaßen in zwei Hälften. Auf der rechten Seite waren die zahlreichen Becken an der Wand befestigt, auf der linken reihte sich Tür an Tür.

Und alle waren geschlossen.

Ich atmete tief durch. Es war klar, daß ich nach jeder Tür schauen mußte. Wenn von innen der Riegel umgelegt worden war und außen ein rotes Signal zeigte, sagte mir dies, daß eine Kabine besetzt war.

Vielleicht von Lavalle…

Ich ging gebückt weiter, schaute gegen jede Tür, gegen die Schlösser. Nicht alle Türen waren fest geschlossen, einige standen auch spaltbreit offen.

Ich hatte meine Umgebung vergessen. Ich sah nur mich, keinen anderen. Ich wußte von dieser verdammten Aufgabe, ich spürte den Streß wie eine mächtige Klammer.

Die fünfte Tür, die sechste…

Sie alle glitten vorbei wie die Bilder auf einer Leinwand. Insgesamt waren es zehn Türen.

Die achte war ebenfalls geschlossen.

Ich blieb vor ihr stehen, bückte mich tiefer, um unter den Rand

hinweg in die kleine Kabine schauen zu können.

Bewegte sich dort ein Schatten?

So genau konnte ich das nicht erkennen. Ich hatte aber das Gefühl, daß sich hinter dieser Tür etwas zusammenballte. Eine Gefahr, etwas Rätselhaftes, Unheimliches…

Lavalle?

Zu hören war nichts.

Aber zu sehen.

Wenn sich dort in der Toilette ein Schatten befand, dann löste sich jetzt etwas von ihm und rann vor.

Lautlos, unheimlich, eine fremde Botschaft, die das Grauen brachte. Ein schwarzer, fingerdicker Streifen.

Nein, nicht schwarz, sondern rot.

Blut…

***

»Bitte, meine Herrschaften, ich möchte, daß Sie mir für einen Moment zuhören - bitte…«

Peter Köhlers Stimme klang aus den Lautsprechern. Sie war gut zu hören und drang in jeden Winkel des Saals, und die Besucher, die noch geblieben waren, hoben automatisch die Köpfe.

Auch Suko lauschte. Er merkte am Zittern der Stimme, daß Peter Köhler etwas aufgeregt war, als er die Besucher bat, den Saal ruhig, aber so rasch wie möglich zu verlassen. Den Händlern legte er nahe, die Verkaufstische zu räumen. Sie konnten später zurückkehren, um ihre Sachen einzupacken.

Wichtig war allein, daß sie verschwanden, denn die Gefahr war noch immer vorhanden.

Suko hörte Schritte.

Eine sehr bleiche Angelika Umlauf kam zu ihm und nickte ihm zu. Etwas verlegen blieb sie stehen.

Sie trug einen roten Blazer, der im krassen Farbgegensatz zu ihrem blonden Haar stand. In den Augen leuchtete die Angst, auf der Haut glänzte der Schweiß in feinen Perlen.

»Sie müssen auch gehen«, sagte Suko.

»Ich weiß, aber ich bin Peter Köhlers Verlobte. Mein Name ist Angelika Umlauf. Peter erzählte mir, wer Sie und Ihr Kollege sind. Ich bin auch eine Freundin von Rita Wedekind…«

Die hatte aufgeschaut, als sie die Stimme der jungen Frau vernahm. Jetzt schaute sie in ihr Gesicht.

»Angelika!«

»Ja, Rita, ich…«

Sie schlug beide Hände gegen ihr Gesicht, begann zu weinen und sprach über ihren Mann. »Er ist bestimmt schon tot, Angelika! Ich…

ich fühle es, er ist tot. So was kann man nicht überstehen. Der… der Aal war einfach grauenhaft…«

Suko schluckte. Er wollte sich nicht einmischen. Vielleicht war es gut, wenn Rita Wedekind mit einer Freundin sprach, die Verständnis für sie hatte.

John war schon längst verschwunden. Suko verließ seinen Platz und ging auf die Treppe zu. Er schaute auch an ihr herab, konnte aber die letzte Stufe nicht sehen, weil sie hinter einem Bogen verschwand. Sein Hals war im Innern trocken wie in einer Wüste. Hinter der Stirn pochte es. Der Kreislauf war angespannt.

Peter Köhler war dabei, seine Aufforderung noch einmal zu wiederholen, aber nicht alle Besucher verschwanden. Viele blieben auch zurück, was ebenfalls menschlich war, denn es gab noch die Eigenschaft der Neugierde und die des Lauerns auf Sensationen, auch wenn man dabei selbst in eine große Gefahr geriet.

Suko drehte sich wieder um. Bisher hatte er sich nur in dem vorderen Raum aufgehalten, in den zweiten, wo sich auch die Bühne befand, hatte ihn der Weg noch nicht geführt.

Das änderte er.

Die Bühne lag links des Eingangs. Eine schmale Treppe führte zu ihr hoch. Peter Köhler stand dort und sprach noch immer in das Mikro. Er war nervös, auf seiner Stirn lag der blanke Schweiß. Immer wieder wischte er sich die freie Hand am rechten Hosenbein ab.

Suko spürte die Spannung fast körperlich, die über dem zweiten Saal lag. Auch hier waren die Tische parallel zueinander aufgebaut worden. Dazwischen sah Suko die Gänge. Sie endeten an der hinteren Schmalseite des Saales, wo die Händler noch einige Tische quer aufgebaut hatten. Einige packten zwar zusammen, aber sie taten dies mit seltsam schlafwandlerisch anmutenden Bewegungen, als wüßten sie überhaupt nicht, was sie da taten, als wären sie mit ihren Gedanken ganz woanders.

Wo steckten die Killeraale?

Suko ging einige Schritte weiter. Peter Köhler kletterte von der Bühne. Aus seiner Tasche holte er ein großes Tuch und wischte damit sein schweißfeuchtes Gesicht ab.

All dies war normal, es gab nichts Außergewöhnliches beim ersten Hinsehen, aber die unmittelbar Beteiligten merkten doch, daß sich hier etwas verdichtete, daß die Gefahr immer näherrückte und in den nächsten Sekunden zuschlagen konnte.

Aber wo befand sie sich?

Suko ging noch weiter. Er sah, daß ein Mann und eine Frau - sie hatte blondes, wohlfrisiertes Haar und trug eine Brille - auf Peter Köhler zugingen.

Direkt über den beiden befand sich eine Lampe. Es war ein seltsames

Gebilde, ein Quadrat aus dunklen Eisenträgern. Im Innern der Figur liefen von den Ecken aus sehr dünne Eisenstangen aufeinander zu, trafen sich in der Mitte, wo sie einen Ring bildeten, in dem eine große Kerze steckte.

Suko schaute auf die Lampenfassung. Er zwinkerte mit den Augen, weil er den Eindruck hatte, als würden sich die Eisenträger bewegen oder als würde sich etwas auf ihnen bewegen.

Tatsächlich?

Plötzlich bewegte er sich nicht mehr. Es war keine Täuschung. Auf den Trägern sah er die vier Aale. Sie rutschten über sie hinweg, waren so dunkel, daß sie kaum zu erkennen waren, aber die sprühenden Augen leuchteten auf einmal auf, als würden in ihnen Wunderkerzen abbrennen.

Verdammt, das waren sie!

Im nächsten Augenblick löste sich der erste Killeraal, schnellte nach unten wie ein Turmspringer vom Brett und hatte sich ein erstes Ziel ausgesucht.

Es war der Rücken der blonden Frau mit der Brille!

***

In den folgenden Sekunden kam Suko sich vor wie jemand, der mit aller Macht versuchte die Zeit anzuhalten, es aber nicht schaffte, weil er einfach zu schwach ist.

Er konnte diesen verfluchten Killeraal auch nicht fangen, er konnte die Frau nur warnen, aber sein brüllender Schrei kam viel zu spät, denn die blonde Frau tat genau das Falsche.

Sie drehte sich um, ohne wegzurennen und präsentierte dem Angreifer ihren vorderen Körper.

Und dann brüllte sie.

Mein Gott, sie schrie, denn dieses verfluchte Höllentier hatte sie in Höhe des Bauches erwischt, sich dort festgebissen und wollte noch weiter beißen.

Suko rannte.

Peter Köhler stand da und hatte die Arme in die Höhe gerissen, eine Geste des Entsetzens.

Der zweite Mann handelte. Er umklammerte mit beiden Händen die zweite Hälfte des Körpers, um die Bestie aus der Wunde hervorzureißen.

Es gelang ihm nicht, denn das furchtbare Tier bewegte sich sehr hart und zuckend.

Bernd Götz ließ los. Er schrie den Namen seiner Frau und erhielt einen harten Schlag, der ihn zur Seite schleuderte, denn Suko hatte ihn mit der Schulter gerammt.

Götz fiel, blieb liegen, und der Inspektor kümmerte sich um dessen

Frau. Er faßte nicht, er schlug.

Die Dämonenpeitsche wischte von oben nach unten und mit ihr auch die drei Riemen.

Es war ungewöhnlich, daß sich Frau Götz noch immer auf den Beinen halten konnte. Sie stand da, als hätte man ihre Sohlen einfach festgeleimt, den Mund weit offen, ohne allerdings einen Schrei oder auch nur einen Laut ausstoßen zu können.

Und Suko traf.

Plötzlich bewegte sich das Monstrum so seltsam. Es zuckte in alle Richtungen gleichzeitig, was normalerweise nicht möglich war, in diesem Fall schon, denn Suko hatte es regelrecht zerschlagen.

In mehrere Teile zerstückelt, flogen die Reste davon, landeten irgendwo und blieben noch für einen Moment liegen, bevor sie verdampften.

Erst jetzt fiel die Frau.

Und sie schrie.

Sie preßte dabei beide Hände auf ihre Bauchwunde, ohne allerdings den Blutstrom stoppen zu können.

Zum Glück prallte sie nicht zu Boden, denn Peter Köhler war geistesgegenwärtig genug, sie aufzufangen.

»Schleif sie weg!« brüllte Suko ihm zu, der wußte, daß die Gefahr noch längst nicht gebannt war, denn nach wie vor lauerten drei weitere Killerwesen unter der Decke.

Suko schaute hoch.

Nein, sie hatten sich verwandelt. Die Aale waren eine furchtbare Metamorphose eingegangen. Auf dem viereckigen schaukelnden Gestell bewegten sich drei Wesen, die nur aus einem Pandämonium entsprungen sein konnten.

Sie waren nicht sehr groß, aber die Vorderseiten ihrer Körper bestanden aus langen Schnauzen, die Ähnlichkeit mit denen irgendwelcher Krokodile aufwiesen, denn die Zahnreihen schienen aus spitzen Messern zu bestehen. Aus ihnen hervor schlugen Zungen, sehr lang und sehr spitz, die vorn ebenfalls zuliefen wie Stiletts. Die Augen schimmerten gelbrot. Die Schuppenkörper sahen aus, als hätte man sie mit mattgrauer Farbe bestrichen, wobei sich die langen Schwänze zuckend und peitschend bewegten, als wollten sie damit das Gleichgewicht halten.

Das gesamte Gestell schaukelte unter ihren Bewegungen, denn sie sahen aus, als wollten sie sich zum Sprung bereitmachen.

Nicht nur Suko hatte diese Wesen gesehen. Sie waren auch den anderen Besuchern aufgefallen.

Obwohl sich unter den Besuchern zahlreiche Horror- und Gruselfans befanden und diese auch Spaß am Schrecken empfanden, so war dieses hier doch etwas anderes als ein Kinofilm oder eine bunte

Bildergeschichte.

Der tödliche Ernst war leider nicht zu übersehen und zu überhören, denn Frau Götz schrie gräßlich.

Ihr Mann hatte sich neben sie gekniet, er streichelte ihr Gesicht, redete beruhigend auf sie ein, während Peter Köhler nicht wußte, was er tun sollte. Er sah aus wie eine Puppe mit entsetztem Gesichtsausdruck, die man kurzerhand in eine Szene gestellt hatte.

Aus dem Hintergrund kam Ewald Fehlau herbei, alarmiert durch die Schreie. Er stieß dabei mit anderen Besuchern zusammen, die den Saal verlassen wollten, es kam zu einem sekundenlangen Durcheinander, aus dem sich Ewald als Sieger löste.

Und dann sprangen die Killertiere!

Drei waren es, und diese drei dämonischen Wesen hatten sich verschiedene Richtungen ausgesucht.

Trotz ihrer nur kurzen Beine und krallenbewehrten Füße konnten sich die kleinen Bestien sehr kraftvoll abstützen, überwanden große Entfernungen, und eines dieser Wesen flog auf Peter Köhler zu, ein anderes auf Ewald Fehlau, und die dritte Bestie hatte sich Suko ausgesucht, als wüßte sie genau, daß er ihnen gefährlich werden konnte.

Und Suko stellte sich.

Eines wußte er.

Es ging nicht nur um ihn, sondern auch um das Leben von Peter Köhler und Ewald Fehlau…

***

Fehlau war in den Saal gelaufen, hatte mit einem Blick mitbekommen, was passiert war und sah plötzlich den Schatten, der ihm in einem Halbbogen von oben entgegenflog.

Es war furchtbar, denn aus dem Schatten schälte sich eine Kreatur, die auf ihn den Eindruck eines kleinen Alligators machte, der erst noch wachsen mußte.

Aber Alligatoren besaßen nicht diese rotgelben Augen, in denen das Feuer einer fernen, dämonischen Welt loderte. Dies hier waren Wesen, die in der normalen Natur nicht vorkamen, die die Grenze zum Pandämonium durchschritten hatten und einer Beschwörung gefolgt waren.

Ewald riß die Arme hoch.

Es war das einzige, was er tun konnte.

Eine halbe Sekunde später erfolgte der Aufprall. Wuchtig; hart, brutal und schmerzhaft, denn die Kiefer der verfluchten Bestie schnappten zu. Harte, kleine, messerscharfe Zähne rissen ihm die Ärmel in Fetzen, bissen in die Haut, Blut spritzte, und Ewald Fehlau schrie und schlug um sich.

Er spürte unter seinen Handflächen die rauhe Schuppenhaut. Der Schwanz peitschte, als sich die kleine Bestie, die sich in seinem linken Arm festgebissen hatte, drehte, und die Spitze fegte über Ewalds Gesicht, wobei sie ihm die Brille von den Augen riß.

Der Schmerz an seinem linken Arm war nicht auszuhalten. Er hatte es Knacken und Reißen gehört und schlug seine rechte Hand um den Körper, während er in die Knie ging.

Er packte die Bestie zwar, die aber bewegte ihre Beine wie eine Katze so schnell, und sie besaß auch Krallen wie eine Katze, die Ewald die Haut aufrissen.

Er fiel nach hinten, landete auf dem Rücken und sah, daß die Bestie seinen Arm losließ, weil sie ihm an die Kehle wollte.

Peter Köhler hatte mehr Glück. Im letzten Augenblick war es ihm gelungen, sich zur Seite zu drehen. Instinktiv schleuderte er auch seine Verlobte aus der unmittelbaren Gefahrenzone weg, dann klatschte das dämonische Wesen dicht neben ihm auf den blanken Boden, schlug mit seinen Krallen zu, erwischte aber nur herumliegende Heftromane, die es zerfetzte.

Köhler trat wuchtig zu.

Er spielte noch immer Fußball, war in der Mannschaft gefürchtet für seinen Tritt, aber diesmal war es kein Ball, den er erwischte, sondern ein schuppiges Monstrum, das zudem noch verflucht schwer war und sich kaum von der Stelle, rührte. Zum Glück rutschte es auf dem zerfetzten Papier ein Stück weiter.

Und Suko kämpfte ebenfalls.

Das dritte Wesen hatte seinen Sprung verkürzt. Es war nicht direkt auf Suko gelandet, sondern dicht vor seinen Füßen, um sich im nächsten Augenblick wieder abstoßen zu können.

Es sprang - und Suko schlug.

Die Peitsche erwischte es voll.

Drei Riemen drehten sich um den Körper, und dieser Kraft hatte das Wesen nichts entgegenzusetzen. Es wurde in drei Teile zerrissen, die als stinkende, qualmende, graue Klumpen zu Boden fielen und dabei verdampften.

Eine weniger.

Suko wußte, daß er helfen mußte. Peter Köhler stand ihm am nächsten, aber er hörte auch Ewald Fehlau schreien.

Beiden ging es schlecht.

Köhler hatte den ersten Angriff zwar abwehren können, den zweiten aber nicht. Das Monstrum hatte seine Schnauze weit aufgerissen und sich in Köhlers Wade verbissen.

Der Mann stand totenbleich auf dem Fleck, den Mund zu einem Schrei geöffnet, aber über seine Lippen drangen nur ein leises Wimmern und sprühende Speichelblasen.

Diesmal schoß Suko.

Die geweihte Silberkugel zielte dicht an der Wade des Mannes vorbei und durchdrang den oberen Kiefer der Bestie, bevor sie ihn regelrecht zerschmetterte.

Das Tier zerpuffte, es platzte, und Peter konnte sich plötzlich wieder bewegen.

Der Schmerz in seinem blutenden Bein, aus dessen Wade das rohe Fleisch quoll, war einfach zu groß. Neben seiner Verlobten Angelika Umlauf kippte er zu Boden.

Suko rannte auf Fehlau zu.

Ihm ging es am schlechtesten. Ewald lag auf dem Rücken. Sein linker Arm bestand dicht über dem Handgelenk nur mehr aus blutigen Fetzen, und Blut hatte sich auch in seinem Gesicht verteilt, denn dem Monstrum war es gelungen, einmal mit den Zähnen quer von der Stirn bis hin zum Kinn zu beißen. Wie Stifte hatte sie über die Haut gezogen.

Hier nahm Suko die Peitsche.

Er brannte vor Zorn und Wut, als er zuschlug. Es war Musik in seinen Ohren, zu hören, wie hart die drei Riemen auf den widerlichen Körper der Bestie klatschten.

Sie zerrissen ihn.

Sie sorgten dafür, daß nichts mehr von ihm zurückblieb. So etwas durfte einfach nicht leben.

Ewald Fehlau lag auf dem Rücken. Er hatte noch nicht mitbekommen, daß er gerettet worden war.

Den gesunden Arm angehoben, den verletzten konnte er nicht mehr bewegen, so versuchte er, sein Gesicht zu schützen, was er nicht mehr brauchte.

Wichtig war jetzt ein Arzt.

Suko sah auf Peter Köhler. Der lag auf dem Boden, hatte seine zerbissene Wade gesehen und war bewußtlos geworden. Diesen Schock konnte er nicht ertragen.

Und Frau Götz?

Bisher hatte es hier in Dortmund keinen Toten gegeben. Das stimmte nun nicht mehr.

Ihr Mann saß neben ihr.

Er weinte in einer Art, die durch und durch ging. Ein fast stummes Schluchzen, und nur sein Rücken bewegte sich dabei.

Suko schaute in die Augen der Frau. Da sie ihre Brille verloren hatte, konnte er sie gut sehen.

Sie waren starr…

Bernd Götz hob den Kopf. Seine Hände waren vom Blut seiner Frau verschmiert. Er konnte nicht reden, doch sein Blick und seine Haltung sagten mehr als irgendwelche Worte.

»Es… es tut mir leid«, preßte Suko hervor, und er kam sich so dumm dabei vor, als er die Floskel sprach.

Wichtig war jetzt der Notarzt, und auch die Polizei würde hier erscheinen.

Als Suko zu einem Telefon eilte, da wäre er am liebsten die Treppe hinab nach unten gelaufen, wo sich John aufhielt.

Dort war es verdächtig still…

***

War es Lavalles Blut?

Für mich gab es keine andere Möglichkeit, es sei denn, er hatte sich einen Menschen geholt und ihn auf schreckliche Art und Weise getötet, um irgendeinem Ritual zu folgen.

Ich traute ihm alles zu.

Dabei befand ich mich in einer Zwickmühle. Innerhalb kurzer Zeit schossen mir zahlreiche Gedanken durch den Kopf, die einen mächtigen Wirbel bildeten, wobei ich allerdings keine konkreten Pläne formulieren konnte, weil ich erst wissen mußte, was sich hinter der verdammten Toilettentür abspielte.

Das Blut rann noch immer.

Es bekam Nachschub. Dafür war der Spalt zwischen Tür und Fußboden groß genug, aber nicht so breit, als daß ich hätte hindurchschauen können.

Es gab nur mich, die Tür und das Unbekannte dahinter. Aber auch die fernen Schreie aus der oberen Etage.

Dort mußte sich eine wahre Hölle abspielen. Ich wäre so gern dabeigewesen und hätte geholfen, dies hier war jedoch wichtiger. Wenn ich Lucien Lavalle erledigte, hatte ich gewonnen und den verfluchten Zauber ausradiert.

Ich kannte ihn bisher nur von Bildern, rechnete jedoch damit, daß er ebenso aussah wie das gezeichnete Monstrum.

Ich holte durch die Nase Luft.

Bis zur Tür waren es nicht mehr als zwei Schritte.

Das Kreuz hing offen. Ich zog auch die Beretta und steckte sie nicht in die Tasche.

In der Rechten blieb sie.

Dann schritt ich auf die Tür zu, wobei ich einen kleinen Bogen um die Blutlache schlug, weil ich nicht ausgerechnet dort hineintreten und das Blut auf dem Boden verschmieren wollte.

Abgeschlossen war die Tür nicht von innen. Jedenfalls sah ich die rote Sperre nicht.

Die Klinke bestand aus Metall. Als ich sie berührte, zuckte ich zusammen. Sie war fast heiß!

Ich zögerte…

Was spielte sich hinter der Tür ab? Welche Kräfte hatte dieser verfluchte Lavalle mobilisiert, um selbst so zu werden wie irgendein Dämon aus einer fernen, grausamen Zeit.
Voodoo…
Ich nahm einen zweiten Anlauf. Diesmal zuckte ich nicht zurück, sondern drückte die Klinke und riß die Tür auf…

***

Die Mündung der Beretta stach in die Kabine hinein. Sie glotzte auf das Bild, das auch ich wahrnahm und daß ich im ersten Augenblick nicht glauben wollte.
Eine unheimliche, mächtige Gestalt kniete breitbeinig noch vor der Toilettenschüssel. Sie wirkte dort wie eingeklemmt und sah tatsächlich so aus wie im Comic-Heft.
Ein mächtiger Schädel ohne Haare, ein wüstes Gesicht mit negroiden Zügen, dabei eine Haut, die einen Farbton besaß wie dunkelgraue Asche, die überall verschmiert worden war.
Große Augen, in denen das Weiße schimmerte, mächtige Hände, die ein Messer mit blutverschmierter Klinge umklammerten. Bis auf die Hose hatte sich Lavalle ausgezogen. Das Blut auf der Messerklinge war nicht das einzige, das sich in der Kabine verteilt hatte.
Es stammte von ihm selbst.
Mit dem Messer hatte er sich auf seinem Oberarm zahlreiche Schnitte zugefügt. Bei genauem Hinsehen stellte ich fest, daß es kleine Muster waren, vergleichbar mit einem Vèvè, das wir ja in London vor dem Loch gesehen hatten.
Und ein Vèvè sah ich hier auch.
Direkt vor ihm, noch zwischen seinen gespreizten Beinen war es von ihm mit seinem eigenen Blut auf den Boden gezeichnet worden. Es besaß ein seltsames Muster, sah beinahe aus wie ein Kreuz, aber die Enden waren mit zahlreichen dünnen Blutlinien verbunden, und in der Mitte, wo sich ein Kreis befand, hatte er diesen ausgefüllt.
Ich schaute gegen ein Gesicht.
Es war gezeichnet wie ein *rough,* eine schnell skizzierte Bleistiftzeichnung, wie es Maler oft machen, um sich beim Auftraggeber ein Okay für das eine oder andere Bild einzuholen.
Ein Gesicht…
Und es zeigte ihn.
Lavalle war es.
Lucien Lavalle, die Bestie, der *Bocor,* der böse Voodoo-Priester, der überhaupt nicht zu bemerken schien, daß ich die Tür der Kabine aufgezogen hatte und auf der Schwelle mit schußbereiter Waffe lauerte.
Er war da und doch nicht da. Irgendwie kam er mir sehr weit

entfernt vor.

Ich schoß nicht, behielt den Finger am Drücker und bekam mit, daß auch mein Kreuz eine Reaktion zeigte, denn die Reflexe huschten darüber hinweg wie tanzende Sonnengeister.

»Lavalle!«

Ich bekam keine Antwort.

»Lucien Lavalle!«

Wieder schwieg er.

Ich ging einen kleinen Schritt vor, da aber drang mir aus dem Mund eine Antwort entgegen. »Nein, so nicht, so geht es nicht. Nicht du. Du bist zu spät gekommen. Ich werde mich verabschieden. Ich werde mich aber noch rächen.«

»Stehen Sie auf, Lavalle!«

Ich hatte nicht damit gerechnet, aber er tat es wirklich. Sehr langsam kam er hoch.

Gleichzeitig hörte ich ein Zischen.

Und dann passierte es doch, obwohl ich so aufgepaßt hatte. Vielleicht hätte ich mich mehr auf das Vèvè als auf Lavalle selbst konzentrieren sollen, aber wer kann das schon wissen?

Das Zischen war aus dieser magischen Zeichnung ertönt. Und es produzierte gleichzeitig einen dichten Dampf, der wie ein Vorhang in die Höhe schoß.

Zwischen uns beiden stellte er sich auf.

Ich ahnte Schreckliches, Schlimmes, wollte ihn packen, aber ich griff ins Leere.

Lucien war nicht mehr da!

Ich starrte in den Rauch, der aussah, als hätte man eine menschliche Gestalt mit dem Aussehen Lavalles in ihn hineingeschoben, und ich wußte plötzlich, daß ich ihn unterschätzt hatte. Daß er einen Zauber beherrschte, wie ihn nur die ganz Großen kannten. Ich hätte das Kreuz nehmen und die Formel sprechen sollen, ja, ich hätte… hätte… hätte…

Jetzt hatte ich nichts.

Nur diesen widerlichen, beißenden Gestank, den der Rauch hinterlassen hatte.

Er war von dem gezeichneten Vèvè in die Höhe gestiegen und hatte Lavalle mitgenommen.

Rückwärtsgehend verließ ich die Kabine. Die Tür blieb dabei offen, und ich starrte in den Dampf.

Dann sah ich das Blut.

Es hatte sich verfärbt und eine pechschwarze Haut bekommen. Auch von diesem nach außen gelaufenen Streifen quoll Rauch hoch, der bestialisch stank, als hätte irgendein Bewohner der Hölle tief und scharf ausgeatmet.

Lucien Lavalle war mir entwischt. Er hatte sich nicht zum Kampf gestellt. Aber er würde nicht aufgeben, das stand für mich fest. Sollte er, denn auch ich war der Überzeugung, daß ein Wesen wie dieser *Bocor* seinen Schrecken nicht weiter ausbreiten durfte.

Beim nächstenmal würde ich gewappneter sein, das stand fest.

Angegriffen hatte er mich nicht. Wahrscheinlich war die Furcht vor meinem Kreuz doch zu groß gewesen.

Ich drehte mich um und hörte genau in dem Augenblick Schritte aus dem Nebenraum.

»John…?«

Über meine Lippen zuckte ein Lächeln, als ich Sukos Stimme erkannte. »Ja, ich bin hier.«

Er kam in den Raum, schaute mich an, sah meinen Gesichtsausdruck und fragte: »Negativ, Alter?«

»Leider ja. Lavalle hat sich aufgelöst.«

»Dann komm nach oben…«

***

Und dort erwartete mich der nächste Horror. Es waren fast mehr Uniformierte vorhanden als noch Besucher. Auch Beamte in Zivil schwirrten herum.

Drei Ärzte und mehrere Sanitäter kümmerten sich um den Verletzten. Eine Frau war gestorben. Sie wurde soeben in einen primitiven Kunststoffsarg gelegt.

Ich brauchte frische Luft, ging zur Tür, schaute hinaus und warf einen Blick gen Himmel.

Herrlich blau und seidig spannte er sich wie ein gewaltiges Tuch über eine Stadt hinweg, die mir irgendwo ans Herz gewachsen war. Leider hatte ich sie bisher nur dienstlich kennengelernt. Irgendwann wollte ich das ändern.

So blau der Himmel auch sein mochte, so herrlich frisch die Luft auch roch, dennoch hatte ich den Eindruck, als würde sich tief im Hintergrund eine Fratze, ein riesiges Gesicht abzeichnen, ein Kopf, der einen kahlen, völlig haarlosen Schädel besaß.

Lucien Lavalle!

Er würde auf uns warten, und wir auf ihn.

Die nächste Auseinandersetzung war schon vorprogrammiert, das stand für mich fest…

***ENDE***